

**Er scheint täglich**  
nachmitt. mit Ausnahm. der  
Sonn- und Feiertage.

**Abonnementspreis**  
monatlich 60 Pf.  
vierteljährlich 1.80 Mk.  
jährlich 6.00 Mk.  
Durch die Post bezogen  
2.00 Mk.

**„Die Neue Welt“**  
(Wochenblatt),  
durch die Post nicht bezogen,  
aber, kostet monatlich 10 Pf.  
vierteljährlich 30 Pf.

Telephon Nr. 1047  
Telegramm-Adresse:  
Volkshalle Halle a. S.

# Volksblatt

Sozialdemokratisches Organ

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Querfurt, Delitzsch-Bitterfeld,  
Baumburg-Weißenfels-Beitz, Wittenberg-Schweinitz, Torgau-Liebenwerda und die Mansfelder Kreise.

Redaktion: Geiststr. 21, Hof 2 Cr.

Expedition: Geiststr. 21, Hof part. 7.

**Insertionsgebühr**  
betragt für die gewöhnliche  
Preisliste oder beim Raum  
10 Pf. für Wohnungs-  
Verkauf- u. Verdingungs-  
Anzeigen 10 Pf.  
Im redaktionellen Sinne  
kostet die Zeile 50 Pfennig.

**Interate**  
für die fällige Summe  
müssen spätestens bis zum  
Mittag halb 10 Uhr in der  
Expedition aufgezahlt  
sein.

Eintragten in die  
Polizeistempel-Umhe  
mit Nr. 2888

## Könnte die Katastrophe in Peking vermieden werden?

Dem englischen Regierungsblatt Standard zufolge hat der chinesische Gesandte in Washington erklärt, die 20 000 Mann verbündeten Truppen in Tientsin hätten recht gut nach Peking vorrücken können, wenn die Mächte sich gegenseitig vertragen hätten und die Mächte nicht eifersüchtig auf einander wären. Das zwischen den Verbündeten Uneinigkeit besteht, ist eine bekannte Tatsache. Wenn aber diese Uneinigkeit indirekt das Blutbad in Peking herbeiführt hat, so müssen die europäischen Parlamente von ihren Regierungen Rechenschaft fordern.

Freilich würde sich, wenn die Behauptung des Gesandten sich als wahr erweist, in China nur das lächerliche Schauspiel wiederholt haben, welches sich vor drei Jahren vor Kreta abgespielt, wo auch die europäischen Mächte vor lauter Kampfsireitigkeit und Eifersüchteleien trotz ihrer vielen großen, vor Kreta liegenden Kriegsschiffe zu einem wirksamen Eingreifen nicht gelangten. Wenn aber schon jetzt, wo in Tientsin nur etwa 25 000 Mann liegen, die Uneinigkeit jedes geschlossenen Vorgehens unmöglich macht, wie soll es da erst in sechs Wochen werden, wo an 100 000 verbündete Truppen dort aufgestellt sein werden?

Sehr richtig sind die Ausführungen, die der Vornarr über das Blutbad in Peking macht. Unser Zentralorgan schreibt: Wenn die englischen Sentationsblätter jetzt wieder die gräulichsten Einzelheiten melden, die sie schon zu berichten wußten, als sich die Katastrophe noch gar nicht vollzogen hatte, so muß diese gewissenlose Verdrängung der Sentationsluft Gel erregen; aber freilich, bei dem tiefen Verfall der bürgerlichen Presse, die aus Geiz und ein sehr schmutziges Geschäft ist, ist solch's Ehem nicht verwunderlich für diese Sorte Zeitung hat ein Publikum in der Nachbarschaft den gleichen Zellentwert die Tragödie in Peking, eine Tragödie, die in furchtbarer Folgerichtigkeit langjährige schmutzige Schuld in Blut erlösen läßt.

Zimmerlin: der Krieg kennt keine Menschlichkeit, und so mag denn in der Dohlsicht des Fanatismus des Entgegenschick genug gegeben sein. Berechnung, der russische Maler, hat uns in seinen Darstellungen russischer Kriegsgemälde die Dokumente der Verwertung in Farben gestaltet — doch wir vergessen, daß Russland ja jetzt in erster Linie an dem Feldzug der Zivilisation gegen China beteiligt ist.

In der hinteren Pforte beginnt abermals ein gefährliches Toben. Die Bestialisitäten, die von den Chinesen verübt wurden, sollen durch verzeugschafte Bestialisitäten der zivilisierten Mächte geküßt werden. Wenn aber den Chinesen seit Wochen eine Nachrede angedroht wird, wie sie die Menschheit niemals gesehen, so haben allerdings — und das ist das Gefährliche solcher Verzeugschafungen — die Chinesen gar nichts mehr zu verlieren und es kann sich für sie nur darum handeln, der Nachrede ihrerseits zuvor zu kommen, zu verzeugschafungen, durch die Errichtung einer furchtbaren Schwedensherrschafft die Mächte einzufächeln.

Wieder erinnert man sich auch gütlich des Völkerechts und

schämt ob seiner freien Verleugung. An das Völkerecht hätte man in den Tagen von Stauffach denken sollen. Wenn man einmal auf den Grundtisch führt, daß Gewalt vor Recht geht, wenn man die ganze Weltgeschichte in das Problem zusammenbringt, wer die meisten und am besten gezielten Mordtugeln besitzt — der Rajastenniss und Dainen! — der habe wenigstens den Mut des Befenntnisses und verzichte auf die heuchlerische Zitterung des Völkerechts. Wo ist das Völkerecht, das den Duren hilft, sich gegen die Bedrückung durch eine militärische Übermacht zu behaupten? Nein, auf das Völkerecht, das man sich eben nur dann, wenn man an eigenen Leibe einmal die Folgen der Lehre spürt, das Gewalt vor Recht geht. Und warum findet man die Hinfälligkeit Wehrloser besonders abscheulich, wo es doch als höchste europäische Staatsweisheit gilt, daß man ein Volk gerade dann und deshalb überfallen muß, weil es militärisch wehrlos ist oder doch für militärisch wehrlos gehalten wird? Der Stärke hat recht — das ist ihr oberste Grundgesetz der Weltpolitik; nun, einwillen fühlen sich die Chinesen als die Stärkeren. Worüber entrückt man sich also? Wie die Sozialdemokratie hat das moralische Recht, kraft ihrer humanen Weltanschauung die Grausamkeiten des Krieges zu verurteilen.

Wie erparen es uns, noch einmal die ebene Verletzung von Urrecht und Wirkung darzulegen, die zu dem jetzigen Zusammenbruch führen mußte. Aber eins ist noch in aller Schärfe hervorzuheben. Die Taten von Peking sind nicht nur die Opfer der vorangegangenen Weltpolitik, ihr Blut schreit gegen die jetzige Aktion der Mächte. Die misstrauische Gierigkeit der Militärschaften hat es nicht zugelassen, daß Japan rechtzeitig zum Schutze der Fremden eingriff; hier liegt die Schuld an den beiden Untergängen der in Peking Gesandtschaften. Die 30 000 Mann, die in Tientsin lagen, mühten unter allen Umständen nach Peking vorzubringen. Das war ihre Aufgabe, mochten sich noch so viele Schwierigkeiten entgegenstellen.

So ist die Peking-Katastrophe in jeder Hinsicht durch die Schuld der Weltpolitik verursacht — ein blutiges Wahrzeichen wider das System des auf Raub ziehenden internationalen Kapitalismus.

## Der Kampf in China.

„Fürchten Sie gar nichts!“ versicherte Graf Bülow, als er dem Reichstage Kenntnis gab von der vollzogenen Vertreibung Stauffchous. Das deutsche Volk, das von der Regierung für politisch zu unmäßig gehalten wird, als daß es gleich dem englischen Volke bestimmenden Einfluß auf die auswärtige Politik hätte, „fürchte nichts“, und nun ist die Katastrophe herein gebrochen. Detaillierte Nachrichten über die Vorgänge in Peking liegen auch heute noch nicht vor, und den englischen Sentationsmeldungen ist erfahrungsgemäß wenig Glauben beizumessen. Nicht einmal der Tag ist fest, an welchem die Niederwerfung der Fremden in Peking erfolgt ist.

An Warnungen vor der Katastrophe hat es seitens ge-

nuauer Kenner der Zustände in China nicht gefehlt. In einem am 31. Mai aus Peking abgegangenen Brief des Herrn von Broen, Professors an der Universität Peking, der nimmere auch ein Opfer der Katastrophe geworden ist, schreibt derselbe u. a., daß man noch am Sonnabend, den 26. Mai, in leitenden Kreisen (gemeint sind wohl die Gesandtschaften) nur ein überlegenes Lächeln für seine mündlichen Vorstellungen gehabt habe. Ansober der Voreingefahr habe schon in der vorletzten Maiwoche der französische Gesandte im Ministerat schlaunigste Beratung europäischer Retardements vorgeschlagen, habe jedoch auf deutliche, russischer und englischer Seite keine Gegenliebe gefunden. Die blutdürstigen Herren hätten sich dann in liets wachsender Stärke in der Nähe der Kirche gesammelt und dort ihr Lager aufgeschlagen. Ueber ihre Absichten liegen sie keinerlei Zweifel. Weiter schreibt Herr von Broen: Am Sonnabend, 26. Mai, erklärte mir meine Eltern, daß alle Europäer und Christen, welche innerhalb der nächsten zwei Tage die Stadt nicht verlassen hätten, getötet werden würden. — In den vielen Unbegreiflichkeiten, die bisher schon zu verzeichnen sind, würde sich die Blindheit gegen die Volksstimmung als neue geltend.

### In Tientsin

sollen die verbündeten Truppen am Sonnabend den Chinesen die Forts in der Chinesenstadt abgenommen haben, allerdings mit Drangabe von 800 Toten und Verwundeten. Dagegen lauten die Nachrichten aus Mittelchina sehr ungünstig. Dort sollen sich

### 100 000 gutbewaffnete Chinesen

auf dem Vormarsch nach Schanghai befinden, wo zahlreiche Europäer wohnen.

Eine genaue Berechnung der chinesischen Feldtruppen ist unmöglich, da die Mächte fast überall hinter der Soldaterei zurückbleibt. Durch Aufstellungen und Mobilisation verändert sich der Mannschafstand fortwährend. Eine ungefähre Berechnung ergibt eine Zahl von 225 000 bis 250 000 Mann, von denen etwa ein Drittel in den Provinzen Ghili und Schantung steht, also für die Kämpfe der Gegenwart und nächsten Zukunft vornehmlich in Betracht kommt. Doch die Feldtruppen dort durch Zulauß von Banntruppen und Truppen der grünen Fahne, sowie durch Aufständische anderer Herkunft sehr erheblichen Zuwachs erhalten haben, ist sicher. Die Gesamtzahl der in den Kampf getretenen Chinesen kann aber nicht einmal annähernd geschätzt werden.

### Die Kaiserin Witwe

soll nach dem Briefe eines englischen Gesandtschafts-Katastrophe erst durch die „anmaßende Weise, mit der die Ausländer in Peking alle kommandierten“, zu einer fremdenfeindlichen Haltung veranlaßt worden sein.

Ueber den chinesischen Volkscharakter hat Dr. G. v. Stuhlmann, der 21 Jahre in China eine Lehrthätigkeit ausgeübt hat, folgende Angaben gemacht: „Unter meinen Schülern habe ich sehr wenige Leute gehabt, besonders viel mir auf, wie fast der mathematische Sinn bei Verhältnis-

## Die Erbschleicherinnen.

1) Roman von Ernst von Wolzogen.

### Erstes Kapitel.

Erklärt, warum die Schwelern Widdinger aus München in Vitterfeld zu weinen anfingen und warum die Frau Romuald sich vorzüglich über die Frau Geheimrat nicht weiter äußerte.

In dem Damenabteil zweier Klaffe des durchgehenden Wagens von Berlin waren alle Vorkünder ausgezogen und schienen vor der vorrückenden Sonne die besonnenen Gesichter zu zeigen. Es war zwischen fünf und sechs Uhr morgens; draußen begann es zu dämmern, der Regen flachte gegen die Scheiben und trommelte auf dem Dache des Wagens.

Wur für kürzeren der beiden Vorkünder lag eine sehr dicke ältere Dame angelehnt. Ihre Fritze hatte sich aufgelöst und zwei dünne Büscheln baumelten über die Lehne hinaus vor der polierten Thür des Toilettenkammerdeckens auf und wieder wie zwei ansehnliche Klotzenhängen. Sie hatte sich die Taille und das Gesicht angelehnt, eine Melodie über sich gelehrt und die Füße in formlosen schwarzen Samtkleidern hockend, von denen jedoch der eine heruntergefallen war und einen schwarzen Strumpf sehen ließ, aus dem die große Behe ziemlich weit herauschaute. Diese gute Dame schmätzte fürderlich. Sie hatte den Mund weit offen und ihre leichten Kängengangen wackelten gleichmäßig im Takt, der der raselnde Zug just ansetzenden hatte.

„Setz gab es einen kleinen Hund, der Zug bog in eine Kurve ein und schlug gleichzeitig einen anderen Klumpen an, flach hinführende umschloß nach der Melodie weiland König Ludwig.“ Wenn der Mund in der Brust seine Spinnweben warf, die fleischliche Bekandtheit über die dicke Dame in ihrer Heuchlichkeit zu führen: der Mund schloß zu, sie warf das Haupt mit einem tiefen Seufzer auf die andere Seite und stieß mit dem linken Fuß aus.

Die englische junge Dame, welche auf denselben Pflaster am Fenster die ganze Nacht aufrecht stehend in arger Bedrängnis hatte verbringen müssen, fuhr, von dem kräftigen Was in die rechte Hüfte getroffen, erstickt zusammen, rief sich die Augen und blinnte verwirrt umher. Ein trauriger Blick streifte ihre umfangreiche Kleider, sie seufzte, von sich die Handfläche aus und begann ihr Gesicht, das ihr von dem langen Eigen mit vorgebeugtem Kopf ganz freigegeben war, mit dem Fingern zu reiben. Dann hob sie die Vorhänge ein wenig auseinander und schaute hinaus.

„Gruß, grau! Welche Ebene, ohne Baum und Strauch. Der Regen brühte den Waidstumpf aus dem Vokomotive zu Boden nieder, daß er wie aufgelegt auf dem und Ackerfeld zur Seite des hohen Bahndammes fliehe. Trotzlos!“

„Achtelnd brühte sie sich wieder in ihre Erde, freute die Arme über der Brust und schaute. Sie schloß die Augen; aber an schloß vor in ihrer unbewußten Stellung doch nicht mehr zu denken, und als bald darauf ein langausgesogener, wehleidender Pfiff der Lokomotive ansetzte, daß sie sich einer größeren Station näherten, richtete sie sich wieder auf und schob die Waidbine zurück.“

„Du Kathi,“ flang's da von gegenüberliegenden Pflaster her und gleichzeitig bekam sie einen leisen Pfiff gegen das Knie, „magst nimmer schlafen?“

„I mödt' schon, aber die Last mich ja net!“ gab die also Angeredete zurück und deutete mit einem drockig bestimmten Blick auf ihre schwarze Kleiderbahn. „Die ganze Nacht hat' ich mit dir in der Kleiderbahn.“

„Ja, und idarwacht das!“, wie ein Nisfeld,“ erwiderte das andere junge Mädchen, das noch lang ausgestreckt dalag und gähnd die Arme aufwärts reckte.

„Ja, net, Vissi, du kennst doch net flagen. Wie hast denn du bei des ana fliehe, daß du' lo beuamen niederk' leat hat?“ berietete die große Kathi. „I hatt' mi net traut, wo doch die Dame da sich' recht ausgehret hat.“

„Vissi richtete sich leise sitzend auf, mußte die Schwester näher heran und flüsterte ihr, sich zu den hinterhergehenden ins Ohr: „Du des hem mit schlau a macht, s'ert hat' ich bloß a biß die Arme trauzogen und dann nach' er halben Stund hab' i ein Bein vortret und wieder nach' er halben Stund dees andre — und dabei hab' i mi geflielt, als ob i felt schlafen thät, hab' an tiefen Schnauf er gethan und mi auf die andre Seiten

„raumbrecht, daß' i hat meinen müssen, i müßt' von mir. I hab' wohl a hört, wie's du g'firtet und a flümpert hat, aber wo kann denn i dafür, was i im Schlaf thät! Mit weide Fuß hin i auf ihr drauf' legen, aber a' legt is ihr dees doch' viel worden und nah hat's ihre magere Ectederin fast' trunter thun müssen, fast'!“

„Mit schadenfreudem Gesichte mandten sich die beiden verschlafenen Mädchenkopfe einer bageren, mittelalterlichen Dame zu, die in höchst unbehaglicher Stellung, dem Kopf wie eine gestülpte Pflie vornüber hängen lassend, halb hockend, in der rechten Seite lag.“

„A geh, du bist a rechte Bede,“ sagte Kathi, mit einem halb neidischen, halb bewundernden Blick an der jüngeren Schwester herabsehend, die sich eben ansetzte, ihre verdrückten Gewänder glatt zu streichen.

„Du hatte jene das Loch im Strumpf der dicken Dame entdeckt und hatte eilig unter neuem Gesichte die Schwester am Arm.“

„Wüggerl, Kathi, da schau!“ flüsterte sie, auf die große Behe deutend, „geh, nimm fingerdicke Nadel und Nig' dees Ungewer a wenig an der Brust!“

„Du Kathi,“ entsetzt entsetzt zurück über eine solche Zumutung. „O mei, no, dees brücht i net fertig.“

„Vissi audte die Nadeln, streifte vorwärts eine Hand vor und da — tribbel, tribbel, trabbel — war die finstere That vollbracht.“

„Du diese Dame zuckte zusammen und stieß einen unwilligen Laut aus, der wie das Aufwachen eines großen Hundes im Traume klang, idarwacht aber gleich darauf ruhig weiter. Nigst war von dielen geringen Urtloa ihres Unternehmens nicht recht beherichtig und wollte eben zu härteren Weismitteln übergehen, als der Zug hielt und gleichzeitig die dicke Dame in der anderen Erde sich zu regen begann.“

„Wo find mer denn?“ rief Vissi hochlaut, indem sie sich dem Fenster zuwandte und die Gardinen zurückzog. Sie rief sich noch einmal die Augen und dann hochbustierte sie den Namen „Wüggerl.“

„Die beiden Mädchen traten an die Thüre und blästen, einander umschlingend haltend, hinaus. Einwas Debers hatten sie in ihrem Neid noch nicht gelaßt als diesen Bahnhof in der arauen nebligen Morgendämmerung, diese Fabrikellen und diese traurige Ebene dahinter.“

mäßig vielen Chinesen vorhanden ist. Im Bewußtsein, einer sehr landläufigen Ansicht zu widersprechen, muß ich auch sagen, daß die Chinesen im Grunde nicht feindselig sind. Der Chinese ist tolerant, verlangt aber auch, daß man seine auf Fortschrittende alte Kultur begründete Eigenart duldet. Die gelbe Gefahr hat von Haus aus keinen aggressiven Charakter. Ich kann aber nicht leugnen, daß in das chinesische Volkstum ein Element hineingetragen worden ist, das mit der Zeit die Masse degenerieren kann, ich meine den Opiumgenuss. In Peking ist beinahe jeder Mann Opiumraucher. Die Folgen dieses Vossers konnte ich wiederholt an meinen Schülern beobachten. Ergab sich einer derselben dem Opiumgenuss, so wurde er energielos, verlor den Ehrgeiz; für sonstiges Studium waren solche Leute nicht mehr zu haben. Gute Stoff folg zu einem gewissen Grade die Wirkung des Opiums paralysieren, aber andererseits leidet der Opiumraucher der Meinung der Chinesen zu mangelnden anderen Völkern in verhängnisvoller Weise vor sich.

**Deutschland und China.**

Bereits in China bezw. nach dort unterwegs sind von deutscher Seite

5 Panzerschiffe mit 172 Kanonen und 2480 Mann,	
6 Kreuzer	179
4 Kanonenboote	48
1 Landdampfer	—
3 Seebataillone	—
1 Feldartillerie	22
Bioniere u. div.	—
Infanterie	—
Kavallerie	—
1 Feldartillerie	72
1 Honieerbatallion	—
Brigaden, Truppen ufm.	—

Von diesen 18 455 Mann sind etwa 15 000 mit 94 Geschützen an Land verwendbar. Die 339 schwereren und leichteren Schiffgeschütze können in den Vordring nicht mit eingerechnet.

Für die geringe Begeisterung am Kriegsausgang gegen China spricht ferner die Mitteilung der Württemb. Volksz. daß in Ulm kein einziger höherer Offizier die freiwilligen drei Regimente zum Vordring begleitet habe; nur ein Hauptmann vom 9. Regiment sei gekommen.

Das ist nicht. Neue Sorgen werden die ostasiatischen Regimente kurz vor ihrer Einschiffung erhalten.

Wie Bismarck über Pache in der Politik dachte, zeigen Buchs Tagelohndichter, Seite 202 u. ff. Dort gibt Buch für die Denart des Kanzlers charakteristische Aussprüche Bismarcks wie folgt wieder: Die öffentliche Meinung ist nur allzu sehr geneigt, politische Verhältnisse in der Weise von privatrechtlichen aufzufassen und u. a. zu verlangen, daß der Sieger . . . den Besiegten zur Strafe ziehe. Ein solches Verlangen ist völlig unangerechnet. Es heißt, die Natur der politischen Dinge, unter die die Begriffe Strafe, Lohn, Nache nicht gehören, gänzlich mißzuverstehen, um entsprechend, diese das Wesen der Politik fälschen. Die Politik hat die Befugnis . . . der göttlichen Vorsehung . . . zu überlassen. Sie hat sich einig und allein zu fragen: Was ist der Vorteil eines Landes? Die Politik hat nicht zu rächen, was geschehen ist, sondern zu sorgen, daß es nicht wieder geschehe.

Ueber die Bestrafung der Chinesen schreibt Herr von Brandt, der frühere deutsche Gesandte in Peking, folgendes: Den Ueberlebenden, und das sind die Bewohner der Staaten, denen die Opfer angehörend, liegt die Pflicht ob, nicht ihre hingemordeten Landsleute zu rächen — die Rache ist das Böse, und nur kein — aber die Uebelthäter zu strafes und von dem Uebelstehen der Konsequenzen zu ziehen, die eine Wiederholung ähnlicher Vorkommnisse, weitgehens nach menschlichem Ermessen bis zur Unmöglichkeit erschweren müssen. Die Klugheit wird seine letzte Hilfe sein.

Ein Tollkühler schreibt in der Köln. Ztg. über die „blutige Rache“, die Deutschland an China nehmen soll: „Es ist, so schreibt das Blatt, internationaler Brauch geworden, wenn Wilde und Neger sich am Leben des Abendländers vergreifen, die ganze Drtschaft, zu der die Mörder gehören, zusammenzufassen und niederzubrennen. Soll aber die Strafe gelinder ausfallen bei einem auf seine alte Kultur stolzen Volke wie die Chinesen, die sich zum großen Teil der Schandthaten, die sie verübt, bewußt sein müßten, als bei Wilden und Kannibalen? Sicherlich nicht, denn die höhere Kultur ist für sie ein erschwerender Umstand. Die Konsequenz aus alledem wäre daher, daß Peking, die Stadt mit den drei Mauern, die Chinesen, die Zartünen und die Kaiserliche Stadt vom Grund aus zerstört würde und daß dann, falls die Mächte es aus politischen Gründen für erforderlich halten sollten, an denselben Plage die Kosterungs-

zentrale wiederum zu errichten, die Chinesen gezwungen würden, auf den Trümmern der alten ihre neue Hauptstadt wieder aufzubauen . . .

Im Namen der „höheren Kultur“, die er den Chinesen als erschwerenden Umstand anrechnen will, verlangt also dieser Tollkühler die schändlichste Barbarei.

**Galtung der Mächte.**

Aus Washington meldet das Reutersche Bureau vom 10. d., es sei Grund zu der Annahme vorhanden, daß 8—10 000 Mann amerikanische Truppen so schnell als möglich zusammengezogen werden, um nach China zu gehen. Sollte es die Lage erfordern, daß mehr Truppen aufgeboden werden, dann müßte der Kongreß zusammenzutreten.

Im Gegenatz zu den Meldungen über das Blutbad in Peking steht ein Telegramm des französischen Konsuls in Shanghai, welches vom 16. meldet, Eisenbahnminister Scheng demitierte die Nachricht von der Niedernehmung der Geländeten in Peking. — Der französische Konsul in Tschifu telegraphierte unter dem 7. ds., daß alle französischen Missionare, mit Ausnahme von dreien, in Tschifu eingetroffen sind. Auch der chinesische Gesandte in Washington hat von dem chinesischen Gesandten in London eine von dem Eisenbahndirektor Schang und zwei Vorgesetzten begleitende Depesche erhalten, nach welcher die fremden Gesandten die Mächte am 9. Juli noch anwesend gewesen wären und den Schutz der Regierung genehm hätten. Die Niedernehmung sollte am 6., 7. oder 8. geschehen sein.

**England und Transvaal.**

**Vom Kriegsschauplatz.**

Lord Roberts ist bis in die letzten Tage hinein schwer darniederliegend gewesen. Er ist erst vor einigen Jahren an einer Darmfistel operiert worden und sieht heute im 68. Lebensjahre. Die Beziehungen des Feldmarschalls zu seinem Generalsstabschef Ritchener sollen alle andere als freundschaftliche sein.

In Johannesburg sind 380 Ausländer verhaftet worden.

Eine amtliche Liste der englischen Verluste vom Beginn des südafrikanischen Krieges bis zum 7. Juli verzeichnet 30 693 Verwundete, Vermisste, Gefallene und Invalide, darunter 1438 Offiziere. Geblieben sind 2060 (darunter 255 Offiziere), an Wunden gestorben 69 (70), vermisst und getötet 1908 (69), in Gefangenenschaft gestorben 84 (1), an Krankheit gestorben 4535 (137), zufällig zu Tode gekommen 68, als Invalide heimgesetzt 20 658 (darunter 910 Offiziere).

Gegen die unumfängliche Behandlung der Burengefangenen durch britische Truppen hat der Burengeneral Botha dem Marfchal Roberts eine Protestnote geandt. Da die Mitglieder des holländischen Roten Kreuzes sich als Zeugen dieser Vorgänge erboten hatten, wurden dieselben als Kriegsgefangene nach Kapstadt geschickt.

Im englischen Unterhaufe kündigte am Montag der erste Lord des Schatzes Balfour einen Nachtragkredit von bedeutendem Umfange an zur Beschaffung, wie er hoffe, der letzten Mittel (??) für den südafrikanischen Krieg und der Kosten für die Chinaoperationen.

**Tagessgeschichte.**

Dalle a. S., 17. Juli 1900.

Eine neue Egglens. Der Reichspräsident Graf Falckheim ist zum Wirkl. Geheimen Rat mit dem Titel Erzlegation ernannt worden. Er hat die Auszeichnung voll auf verdient. Nur ist die Frage die, ob ein „Wirklicher Geheimrat“ der Regierung auch die geeignete Person für den Posten eines Präsidenten der Volksvertretung ist.

Wem verdanken wir Kinaufschou? Als Bischof Anzer vor drei Jahren um seine Ansicht befragt wurde, an welchem Punkte in China Deutschland sich festsetzen sollte, hat er nach der Köln. Volksz. im Gegenatz zum deutschen Gesandten in Peking Schantung empfohlen. Im Auswärtigen Amte sei man nicht geneigt gewesen, auf seinen Vorschlag einzugehen. Tags darauf wurde aber der Bischof von Kaiser empfangen und verriet auch diesem die Ansicht. Der Kaiser stimmte dem Bischof zu und ersuchte um einen Vorfall bezüglich eines geeigneten Hofens in möglichster Nähe des Missionsgebietes. Da nannte Bischof Anzer den Hofen Kinaufschou.

Die Köln. Volksz. will trotzdem ein Unrecht darin sehen, wenn Anzer für die jetzigen Verwickelungen mit verantwortlich gemacht werde.

Krupp und Stumm sollen geschickt werden. Die Berl. Vol. Nachr. prophezeien, daß sich eine Erhöhung der

wieder in die bergehenden Hüllen ein und verwickelung dann, sich mühlos durch die enge Pforte drängend, in dem kleinen Kabinett: — ein Anblick, der so lächerlich war, daß selbst die lächerliche Dame in der Ode ein schüchternes Grinsen nicht unterdrücken konnte und Nizi trotz ihrer Thränen laut herauslachte.

Erst als die dicke Dame nach einigen Minuten von ihrem Nörgelgarn zurückkehrte, bemerkte sie, daß ihr der rechte Nörgel fehlte. Sie zog einen Kneifer hervor, quetschte ihn auf das rechte Näschen, wußte am Boden umher und legte sich dann resigniert wieder auf ihren Platz.

„Ach, liebes Fräulein“, begann sie, „hätten Sie wohl die Freundlichkeit . . .“

„Sie he noch ausreden konnte, hatte Nizi schon den Verlorenen unter der Bank entdeckt und sich danach begibt.“

„Danke schön, mein Kind, danke“, sagte die dicke Dame freundlich und legte dem Mädchen, als es sich erhob, auf die Schulter. „Se hier, was ist denn das, wir haben wohl gar gemeint?“

„Ja, ein bißel schön“, erwiderte Nizi verlegen lächelnd, indem sie sich wieder neben die Schwester legte.

„Am, hm, hm“, machte die Dame, und dann brühte sie sich ätzend herab, um den Bantowier, über den Nizi zu freieren, dabei noch die heranzuschauenden großen Zähne genaug und brumme ärgerte: „Sie hü! Die gemachten Stürmpfe taugen auch rein gar nichts. Mutter nichtsmissiges Zeug, was man so häut. Die selbstgekriten sind doch immer noch die besten.“

Die Anstrengung des Wisdens und der Born über die Selbstfertigkeit des Stummhirschenverwerbes hoch der guten Dame einen hochroten Kopf eintragen, und als sie sich putzend wieder aufrichtete, konnte sie bemerken, daß die beiden großen Mädchen mit Mähe das Lachen verdrängen.

„Ja“, rief sie in gutmütiger Entrüstung sich auf die Knie fallend, „darüber lacht ihr junges Volk nun wahrhaftig nicht, für selber gar keinen ewentlichen Stürmpf mehr freiden.“

Die Nache wollte etwas einwenden, doch ließ sie die freundliche Dame nicht zu Worte kommen, sondern fuhr mit einer begütigenden Gendensguma lächelnd fort:

„Kost man gut sein, wenn man nicht ist mit lieber, ihr Lacht mich aus, als daß ihr Lach und Nache ist und heult. Ja wohl,

Industriezölle in einer ganzen Reihe von Fällen als notwendig erweisen“ werde. Als Grund führen sie an die Entwickelung der amerikanischen Eisenproduktion im letzten Jahrzehnt und besonders die Zunahme der Eisproduktion. Am letzten Jahrgang habe sich die Eisenerzeugung der Vereinigten Staaten nahezu verdreifacht. Der deutschen Eisenerzeugung müsse durch Erhöhung der Zölle der nötige Schutz gewährt werden. — Die größten Eisen- und Stahl-Industriellen sind Krupp und Stumm. Sie drängen diese des Schutzes bedürfen, haben die Erörterungen über ihren Verdienst bei Lieferung von Stummmaterial im Höchstmaß begünstigt.

Die Arbeitszeit der in den holländischen Staatsbahnen wirkenden beschäftigten Arbeiter ist vom 15. Juli ab auf Anordnung des Ministeriums ohne Winderung des Lohnes um eine halbe Stunde gekürzt und diese halbe Stunde der Mittagspause zugezählt worden, wenn nicht etwa — worüber die Arbeiterschaft noch zu hören sind — ein späterer Beginn der Arbeit am Morgen vorgezogen wird. Die Arbeitszeit anderer Tagelöhner, die im Stations- und Wohnunterhaltungsbereich beschäftigt sind, wird nicht gekürzt.

Bei der Stichwahl im Kreise Einbeck-Northeim erhielt der Nationalliberal Jorns 8612, Genosse Fischer-Danow 4355 Stimmen. Bei der Hauptwahl am 6. Juli sind im ganzen 14 629 Stimmen abgegeben worden. Davon erhielten Jorns 5282, unter Genosse Fischer 3026, Piders, Kandidat der Bündler, 3559, der Welse v. Sale 2102 Stimmen.

Damit haben die Nationalliberalen einen Wahlkreis wiedererobert, den sie 1893 mit Jorns den Deutschhannoveranern in der Stichwahl abgenommen, 1898 aber an den Kandidaten des Bundes der Landwirte, Hartehausen, verloren haben.

Sohlenlohe bei Lieber. Wie die Frankf. Ztg. einem Privatbrief entnimmt, kam der Reichstagsler Herr Sohlenlohe am Samstag von Nagas nach Rims, wo er dem dort mit Frau und Töchtern zur Erholung weilenden Zentrumsführer Dr. Lieber einen Besuch abstattete.

Wöven in Deutsch-Ostafrika. Die in Dar-es-Salaam erscheinende Deutsch-Ostf. Ztg. berichtet unterm 25. Juni: Am letzten Donnerstag ist auf der anderen Seite des nahen Simbaltals in der Nähe der Nibeirofischen Sdamba wieder mehrere Schwärze von zwei Wöven angefallen worden. Ein Negerweib mit ihrem Kinde ist bei dieser Gelegenheit schwer verletzt und ein Neger getötet und zur Hälfte von den Klautieren verpeßt worden. Gefährliche Nachforschungen nach dem Wövenpaar dürfen leider erfolglos. Wie wir hören, hat das Bezirksamt in der Nähe jener Unglücksfälle jetzt Klauterfallen gelegt, um die Klauter dingfest zu machen. Auch gegen ist wiederum ein Neger von einem Wöven weggeschleppt worden und zwar auf dieser Seite des Simbaltals unweit der Stadt.

Für eine Erhöhung der Schutzzölle scheint in den Kreisen der Industriellen eine sonderlich große Neigung zu bestehen. Bei Sachverständigen verschiedener Industriezweige sind Gutachten eingeholt worden über die Vorschläge, die der zur Vorbereitung der Handelsverträge eingesezte wirtschaftliche Ausschuss gemacht hat. Die meisten Sachverständigen sollen sich dahin geäußert haben, daß sie es für unbedenklich hielten, wenn an den bestehenden Zöllen nichts geändert werde. Einzelne sollen sich allerdings auch im Sinne einer Erhöhung der Einfuhrzölle in ihren Industrien ausgesprochen haben, aber immer nur für den Fall, daß dadurch nicht die Erneuerung der bestehenden Handelsverträge gefährdet wird. Lieber beigen die industriellen und Handelskreise nicht die Energie, um ihrer besseren Ansicht zum Siege zu verhelfen. Sie sind auch in dieser Hinsicht die reinen Waffenkassen gegenüber den energievolleren Agrariern, die Himmel und Erde in Bewegung setzen, um die Zölle auf Getreide und andere notwendige Nahrungsmittel auf schwindelhafte Höhe zu treiben.

Die stetig steigenden Kohlenpreise sind eine Folge der Gewinnucht einer Anzahl von Großfirmen, in deren Händen sich fast die gesamte deutsche Kohlenproduktion befindet und die sich zu einem Ringe zusammengeschlossen haben, um den Monopolrenten die Preise vorzuschreiben zu können. Die eine ungemessene Erhöhung ihres Gewinnes anstrengenden Grubenbesitzer waren nur so vorstichtig, die Vorräte zurückzuhalten, um die Nachfrage zu steigern und die in dieser Weise künstlich geschaffene Lage um so nachhaltiger zu Ausbeutung der ärmeren und mittleren Klassen benutzen zu können. Nichts als die Sucht nach mißlosem Gewinn ist es also, die die Verteuerung eines notwendigen Verbrauchsgutesgegenstands geschaffen und die mittleren und ärmeren Klassen in eine Lage gedrückt hat, die die allgemeine Aufzuehrtheit nährt.

Was ist der gewissenlose Heher, der den Kohlenbaronen ihren Entschuldigun nicht gönnen will? Es ist die Post des Herrn v. Stumm, die sich über die Vermehrung der Produkt,

ich hab' schon gleich ein Aug' auf euch gehabt, wie ihr geiler abend in München eingestiegen seid. Wie ich euch da hab' Absicht nehmen sehen von der alten Frau . . . Jaitzigt, so was von Bräunen — das war schon gar nicht mehr schön! Da hab' ich mir gleich gedacht: na, die reifen auch nicht zu reifen Berganigen, und in Schmarz gehen sie auch — das werden wohl zu 'n paar arme Würmer sein, die sich erstmalig in die weite Welt hinaus sollen und ihr Glück probieren. Gab' ich da recht in?"

Die beiden Schwester nicken traurig und sehen einander an, und sich zu entziehen sich die ältere, die zaghafte Kathi, Antwort zu geben.

„Jawohl, 's ist schon so, gnädige Frau haben ganz recht, wir sind Waisen. Der Vater ist schon lang tot, den hab' n wir gar net gekannt, und d' Mutter ist erst kürzlich gestorben. Die alte Frau, die uns am Bahnhof bracht hat, dees 's unier alte Schwester, ich hab' schon wangsang Nache lang sei uns gewesen is. Ged' hab' n wir kein, und da soll' n wir halt jetzt zu reiche Verwandte in Berlin, die wir noch net kennen. Und da is uns halt . . . net wahr, Nizi?"

Sie fuhr sich wieder mit dem Taschentuch über die Augen und drückte die Hand der Schwester.

„Was, so ist die Geschichte also. Na, und da is euch nu 'n bißchen bang vor“, beriegt die Alte teilnahmsvoll.

(Fortsetzung folgt.)

**Gelitters.**

Verfehltes Studium. Das ist ein recht's Kreuz, jetzt hab ich meinen Sohn aus's Konservatorium und geschickt, damit er den Generalstab studieren soll. Ich hab' schon Eimerte geoffnet, der Kuchentafel in der Sauftstadt; und jetzt kommt der Birkde kritz, vom Generalstab hat er gar nix, nur ein Bier-dach hat er!"

Neues Wort. Unteroberst: „Obenein nachman, id globe nu selber, der Zinnen das Maul lo breit gemacht is, daß es immer auch, als obje eenen auslachten; Sie sind einmal total lächerlich verboten.“

stionskosten für den Flottenbau so unabhängig ärgert. Gezielte, Ausbeutung, mangelhafter Gewinn, allgemeine Unzufriedenheit mit solchen Waffen aus der Kammern des Sozialismus will die Hof-Geheime Geheime, die auch ihren Futteranteil haben wollen, von der Schaffel fortziehen.

### Ausland.

**Oesterreich.** Haben wie drüben. Aus der Beamtenliste ergibt sich, daß ein Bürgerlicher im Durchschnitt seit nach 22 Jahren, d. h. Bezirkshauptmann wird, ein Ritter schon nach 17, ein Baron nach 12 und ein Graf nach 11 Jahren. — Wissen doch gefasste Kerle sein, die Herren Barone und Grafen.

**Italien.** Justiz. Im März vorigen Jahres wurden auf der Insel Sardinien an 850 Verurteilte, welche als Briganten (Mörder), deren Auslieferung, Helfershelfer, Boten, Jutträger u. s. w. verurteilt waren. Nachdem die Verurteilten über sieben Monate in Kerker sitzen mußten, mußten über 500—550 billige Schuldslos entlassen werden. Wegen weitere 232 wurde die Unterführung weitergeführt. Nachdem nun nochmals neun Monate vergangen sind, mußte der Staatsanwalt selbst die Einstellung des Verfahrens gegen 234 Angeklagte fallen lassen. Von den übrigen sollen 26 neue Häuser und die anderen wegen Begünstigung vor Gericht gestellt werden. Somit sind wieder als 500 Jahre Unterdrückung unerschuldigt verbüßt worden und über viele arme Familien — die Verurteilten gehörten selbstverständlich fast ausnahmslos der ärmeren Klasse an — ist unendlicher Kummer herabgebrochen, da sie ihrer Ernährer beraubt waren.

**Spanien.** Gegen die Sterbegesetze macht sich in Barcelona eine ziemlich kräftige Bewegung bemerkbar. Den Anlaß dazu hat die Hofkapelle gegeben, daß einige Priester die neue Sierkampfskrena einsetzten. Die Stadtbehörde wird getobt, weil auf dem Thor der neuen Arena das städtische Wappen prangt. Die demokratische Presse untersticht diesen neuen Streuzug, und die Arbeitervereine wollen alle Mitglieder, die hinfür Sierkämpfe beizugehen würden, aus ihren Reihen austreten.

**America.** Die vorläufigen Ergebnisse der diesjährigen Volkszählung in den Vereinigten Staaten sind in Beziehung auf einige Großstädte und auf das Wachstum der Gesamtbevölkerung bereits zu übersehen. Während im Jahre 1890 die Bevölkerung der Vereinigten Staaten in runder Zahl auf 62 Millionen zu bemessen war, ist sie im Jahre 1900 auf rund 78 Millionen gestiegen. Groß-Newyork hat 3 700 000, das eigentliche Newyork 2 203 427 Einwohner, Brooklyn 1 279 849, Chicago 1 843 678, Philadelphia 1 200 000, St. Louis 687 585, Baltimore 600 000, Boston 555 057, New-Orleans 300 000, San Francisco 340 000, Washington 294 674, Newark 275 000, Jersey City 200 000. Einige dieser Zahlen sind noch ungenau, jedoch im wesentlichen zutreffend. Von den einzelnen Staaten haben Newyork, Pennsylvania, Illinois, Ohio und Missouri die höchste Bevölkerungszunahme aufzuweisen.

### Lokales und Provinzielles.

Halle a. S., 18. Juli 1900.

**Die „Strenge Strafe“ des Herrn Weidemann.** Vor einigen Tagen hand der Student Koch vor dem hiesigen Schöffengericht, angeklagt der Verübung groben Unflats und der Tierquälerei. Den großen Unflut hatte er nach Beendigung eines Polyzisten durch lautes Schreien an der Einmündung der Geißstrafe in den Paradeplatz sich zu schämen kommen lassen und die Tierquälerei er gleich darauf auf der Weichstraße begangen, wo er ein erit einige Wochen altes Dackelhündchen wiederholt und absichtlich auf die Straße geworfen hatte, so daß das arme Tierchen beim dritten Hinwerfen wie tot liegen blieb. Der Student entschuldigte sein Auftreten damit, er habe an jenem Tage viel getrunken gehabt und sei dann am Abend wegen einer kleinen Meinungsdivergenz mit seiner ihm bestellenden Braut sehr erregt gewesen. Herr Weidemann hingegen als Anwaltsamt und gab zunächst dem Angeklagten in der Hofstraße Nr. 10, daß in Zukunft nicht mehr im Trinken zu überhemmen für einen Mann vom Bildungsgrade des Angeklagten schicklich sei, nicht, rühmlichen Vorn zu verüben. Was aber die Tierquälerei angeht, so habe der Angeklagte dabei eine so große Raserei gezeigt, daß eine sehr strenge Strafe am Plage sei. Er beantragte deshalb eine Geldstrafe von — wanzig Mark. Das Gericht ging nach kurzer Beratung noch um etwas über diese „sehr strenge Strafe“ hinaus und erkannte auf 25 M., davon sollte mit 10 M. der grobe Unflut und mit 15 M. die Tierquälerei geahndet werden. Herr Weidemann erklärte uns wohl, diese strenge Strafe zu kommentieren. Daß unser Vater uns jede weitere Ausführung erlassen, dessen sind wir sicher.

**Geräuschvoller Gewerbetrieb.** Einem Kaufmann der auf seinem Grundstücke den Eisenhandel betreibt, ging infolge von Beschwerden über die unerschalligen Geräusche die beim Verladen und Verkleinern der eiserne Erzeugnisse wurden, eine Verfügung zu, worin er aufgefordert wurde, beim Transport, Verladen und Bearbeiten von Eisenwaren solche Einrichtungen zu treffen, die einem lauten Geräusch vorzubeugen. Ein Geschäftsbetrieb ohne solche Sicherungsmaßregeln wurde verboten. Nach erfolgloser Beschwerde erließ der Kaufmann gegen diese Verfügung Klage beim Oberverwaltungsgericht. Das Oberverwaltungsgericht entschied, wie uns berichtet wird, zu gunsten des Klägers. Die Entscheidung, ob dies in dem Betriebe des Klägers ausgeben Geräusche die Gesundheit über aus das Leben der Anwohner zu gefährden geeignet sind. Ist dies nicht der Fall, dann ist die Verfügung an Unrecht ergehen, weil es nicht Aufgabe der Polizei ist, die Anwohner vor Geräuschen zu schützen, die ihnen lästig fallen, ohne daß sie davon Schäden an Leben und Gesundheit nehmen können, vielmehr den durch die Geräusche bedingten Anwohnern zu überlassen ist, ihre vermeintlich besterzte Abhilfe gegenüber dem Kläger im ordentlichen Rechtswege zu verfolgen. Die Polizei ist an Uebung ihrer landesgesetzlich begründeten Aufgabe, Gefahren für Leben und Gesundheit von dem Publikum abzuwenden, durch die Gewerbeordnung nicht behindert. Nach dem Ergebnis der Vereinfachung konnte jedoch nicht anerkannt werden, daß das Geräusch Leben und Gesundheit der Anwohner gefährdet; verschiedene Nachbarn haben die Geräusche

in ihren Räumen nicht einmal als belästigend empfunden. Besonders kräftig angelegten Verionen heilt die Wahl eines anderen Aufenthaltortes anheimzuleiten.

**Wafanen-Zeitungen.** Im Inzeratenteil der verschiedenen Zeitungen, besonders aber in der Arbeiterpresse, liest man seit neuerer Zeit in verächtlichen Klängen von Annoncen, in denen unter dem obigen, leicht klingenden Namen „Wafanen-Zeitungen“ für diese Zeitungen gemacht wird. Innenberlich für jeden Stellungsuchende Kaufmann, Techniker, Landwirt und „Brotgewinn“, „Wöchentlich viele hundert Stellen“, so sind die Anzeigen gewöhnlich verfaßt. Eine solche Veranschaulichung ist die wöchentlich zwei- bis dreimal erscheint, kostet monatlich 1,50 bis 2 Mark, auch wohl 3 Mark pro Exemplar und wird den Abonnenten durch Kreuzband zugesandt. So mancher Stellungsuchende, vielleicht schon viele Wochen oder Monate erwerbslos, der diese Annoncen liest, wird dadurch bestimnt auf eine solche Stellung zu gehen, um abzukommen. Mit neuen Soffnungen erfüllt, schreit er aus betrag zusammengekauften Veranschaulichung den erforderlichen Betrag ein. — Jetzt ist er Abonnent der wöchentlich viele hundert Stellen bringenden Wafanen-Zeitung, nun kann es nicht mehr lange dauern, er muß jetzt eine Stellung bekommen — so bildet sich der Stellungsuchende wenigstens ein. In Wirklichkeit ist er aber nur seine paar Mark los, denn durch die Wafanen-Zeitung eine Stellung zu bekommen, ist so gut wie ausgeschlossen. Um beweisen zu können, daß diese letzte Behauptung richtig ist, braucht man sich nur einmal klar zu werden, wie eine solche Zeitung vom Verleger hergestellt wird. Der Verleger einer derartigen Zeitung hält mehrere größere Verlegungs- und Nachblätter, in denen gewöhnlich viele Stellenangebote stehen. Er beschäftigt mehrere hundert Schriftsteller, denen die Aufgabe obliegt, diese Stellenangebote herauszusuchen und zu registrieren. Die Wafanen-Zeitung, je nach der Größe und der Art der Stellen, ist wenigstens ein, zu Wafanen werden dann auf mechanische Weise vervielfältigt — also mit der große Wafanen-Zeitung fertig. Meistenteils hat so ein Verleger mehrere Abteilungen, in der einen wird die Wafanen-Zeitung für Kaufleute, in der anderen die für Techniker, Techniker, Landwirte usw. hergestellt. Wenn die Wafanen-Zeitung dem Abonnenten zugesandt wird, so ist sie schon fast fünf Tage, auch wohl eine Woche verlossen. Man kann also sicher annehmen, daß dann die betreffende Stellung nicht mehr offen ist. Aber in den meisten Fällen ist es von vornherein zwecklos, sich um eine Stellung zu bemühen, die in der Wafanen-Zeitung abgelehnt ist. Denn, nach der Substanz oder Kaufmann in seiner Annahme noch so genau angesehen haben, welche Anforderungen er an den Bewerber stellt, welches Alter er haben soll usw., in der Wafanen-Zeitung kommt davon aber nichts zum Ausdruck. Eine Annonce, die vielleicht in der Wafanen-Zeitung 12—15 Stellen list, wird mit 6—8 Worten abgelehnt. Man kann sich leicht vorstellen, daß diese Wafanen-Zeitung sich unter Umständen der Stellungsuchende keine Stelle bilden kann, er zu der ausgeschriebenen Stellung qualifiziert ist und dergleichen, versteht sich von selbst. Die Wafaner solcher Nachweise, die oft viele Tausende Abonnenten für ihren Kumbig einbringen, machen glänzende Geschäfte. Die Wafanen-Zeitung wird in großer Zahl abgelehnt und die Kosten, wie Schreibmaterial, Abonnementsgehälter für Zeitungen und Papier, kommen im Verhältnis zu den Summen, die das Geschäft einbringt, kaum in Betracht. Der Stellungsuchende glaubt natürlich, daß er auf eine Zeitung abonniert hätte, die wirklich Annoncen bringt, gar bald merkt er, daß er dumm gemacht worden ist, und daß er sich nicht mehr abmelden wird. Die Unverschämtheit dieser Sorte Geschäftsleute geht so weit, daß sie am Schluß des Abonnements ein Zirkular beilegen, in welchem aufgefordert wird, das Blatt von neuem zu bestellen. Man kann den Stellungsuchenden nur dringend raten, von Bestellungen auf solche Wafanen-Zeitungen abzusehen.

**Kleinhandel mit Kerzen.** Am Reichsamt des Innern ist auf Grund vielfacher Anregungen aus dem Handelsstande und aus den Kreisen der Kerzenfabrikanten nach Anhörung von Sachverständigen der nachstehende vorläufige Entwurf einer in Ausführung des § 5 Absatz 1 des Gesetzes zur Verhängung des antitrusten Wettbewerbes vom 27. Mai 1890 vom Bundesrat zu erlassenden Bestimmung über den Kleinhandel mit Kerzen aufgestellt worden:

Vorläufiger Entwurf  
einer auf Grund des § 5 des Gesetzes über den unlauteren Wettbewerb vom 27. Mai 1890 zu erlassenden Verordnung über den Kleinhandel mit Kerzen.

- § 1. Packungen mit Stearin, Paraffin- und Kompositionskerzen dürfen im Einzelvertrieb nur in bestimmten Einheiten des Gewichts und unter Angabe der Gewichtsmenge gewerblich verkauft oder feilgehalten werden.
- § 2. Als Einheiten für das Bruttogewicht der Packungen werden  $\frac{1}{2}$ ,  $\frac{1}{3}$  und  $\frac{1}{4}$  Kiloz. zugelassen.
- § 3. Das Nettogewicht der in den Packungen enthaltenen Kerzen muß bei einem Bruttogewichte von 500 Gramm mindestens 470 Gramm, von 333 $\frac{1}{3}$  Gramm mindestens 305 Gramm, von 250 Gramm mindestens 225 Gramm betragen.
- § 4. Auf der Außenseite der Packungen ist sowohl das Bruttogewicht als das Nettogewicht in leicht erkennbarer Weise anzugeben. Die Angabe ist in Gramm oder in Bruchteilen von Kilogramm auszusprechen.
- § 5. Das Gewicht darf nicht um mehr als 2 Prozent hinter den angegebenen Betrag zurückbleiben.
- § 6. Diese Verordnung tritt am . . . . . in Kraft.

- Geschäft mit Mutterboden** können auf dem Banplatz des Geschäftsbereiches auf dem Mutterboden neben der Gasanstalt abgeladen werden. Für jede zweihäufige Fuhrer-Schutt wird eine Vergütung von 20 Pf. gezahlt.
- Vom Stiefschlag** betroffen wurde vorgestern eine Arbeiterfrau in der Hofstraße.
- Von einem Motorwagen** wurde das 30jährige Dienstmädchen Marie Winkler überfahren. Sie erlitt einen Schädelbruch.
- Taschendiebstahl** während des Umzuges von Barnum u. Bailen einige Frauen ausgenutzt.
- Fräulein Zehn** und Dreimarkstücke sollen hier im Umkreis sein.
- Eine festliche und schwere Verunglückung** erlitt gestern in später Abendstunde kurz vor Schluß des Konzerts in der Altienbrauerei am Wöppel ein junges Mädchen. Im Kreise ihrer Bekannten trüblich ihr unterhaltend, sank sie plötzlich in ihrem eiserne Stuhl nach hinten zur Erde nieder. Die Umstehenden wurden aus ihr nicht rechtzeitig entfernt infolge des plötzlichen „Falles“ erbeidend wurde, durch die Schreie der Verunglückten: „Meine Hände, meine Hände!“ geschreckt. Die Herrliche konnte sich nicht erheben, weil ihre beiden Hände, mit denen sie sich im Augenblick des Sturzes an das Gitterband gelehnt hatte, sich durch das Wiedereinsetzen eines Eisengabel geraten waren. Nachdem die Herrliche von dem neben ihr stehenden Herrn aus der Einklemmung befreit und

aufgehoben war, bemerkte man, daß an beiden Händen Blut floß. Die halb Schwindige wurde von ihren Freundinnen nach der chirurgischen Klinik gefahrt, wo, wie erzählt wurde, sofort eine Operation vorgenommen werden mußte, weil an jeder Hand ein paar Fingerlöhler ab- oder zerquetscht waren. Der betreffende Klappstuhl schien defekt zu sein, da ein Teil der Sitzbretter abgefallen und, wie behauptet wurde, der Klappstuhl nicht ordentlich eingehakt war. Es scheint unabweislich jedoch Gartenfläche vor der Benutzung auf ihren Galt zu erproben. Es wird oft recht mangelhaftes Zeug als Sitz geoben.

**Von einem Kirchturme** kürzte der 33jährige Gärtner Wilhelm Hauke. Er erlitt eine bedenkliche Verletzung des Halswirbels.

**Aus dem Bureau des Apollo-Theaters.** Der neue Spielplan weist eine Reihe seltener Aufführungen von denen, besonders die Konzertiängerin Margarethe Becker und der miltärische Komiker Hans Bauer hervorzuheben sind. Lucia Moreno glänzt durch Vielseitigkeit; während sie sich im ersten Teil der Vorstellung als acceptable Soubrette vorstellt, debütiert sie später als Launen-Comptesse mit belien Geängen. Alexander ist ein sehr geliebter Kopf-Soubrette, während Edgar Barua als Instrumentalist und Klamm-Zitler musikalische Leistungen zum besten gibt. Die von vorigen Spielplan präferierten Duettisten Neumann-Geberts haben auch mit ihren neuen Beiträgen sehr gefallen.

**Nietleben.** Ueberfahren wurde Montag abend auf hiesigem Bahnhoff der Seizer des abends 7.30 von Halle nach Nettstedt fahrenden Personenzuges. Derselbe verlor, ehe der Zug richtig zum Zeichen gebracht war abzukommen, jedoch dabei gefahren zu sein und wurde von den Haltenlangen der zweiten Maschine der Zug führte zwei Maschinen aus zugereicht. Politisches konnten wir noch nicht ermitteln, da, was beinahe ungläublich, der Mann blutüberström wieder auf die Maschine gebracht wurde und die Fahrt fortgesetzt wurde.

**Nietleben.** Die Stadtbehörde hat sich in der letzten Sitzung zwei Fragen beizugehen. Nach dem Einverständnis des S. D. Gewerkevereins rücken sich die Agenten Reinlander mit der Hausbesitzerverein Wolf, wobei die letztere auf dem glatten Fußboden des Saales zu Fall kam und einen komplizierten Armbruch davontrug.

**Die Arbeitervereine** beschließen den bisherigen Oberbürgermeister Reichardt einstimmig auf Lebenszeit wieder.

**1. Feig.** In hiesigen Arbeiterkreisen ist man vielfach ungehalten darüber, daß die Barbier- und Friseur-Zinnung die Erhöhung der Preise für ihre Leistung nicht auch im Volksblatt bekannt gegeben hat. Wenn wir im lokalen Teile darüber nicht gebracht hätten, müßten die zahlreichen Leser des Volksblattes von denen viele prinzipiell kein hiesiges Gewerbe halten, überhaupt nichts von der Preisänderung wissen. Der Unwille der Arbeiter ist volllast berechtigt, aber er wird nicht eher zur Geltung kommen, als bis die Arbeiterkraft energisch darauf dringt, daß diejenigen, die aus der Arbeiterkraft heraus ihre Einkommen haben, auch im Volksblatt inserieren. Bei jedem Einkauf, bei jedem Betreten irgend eines Geschäfts müssen die Inhaber darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Arbeiter erwarten, daß auch im Volksblatt inseriert wird, wenn man weiter auf die Kundhaft der Arbeiter rechnen will. So muß es auch mit dem Falten des Volksblattes selbst sein. Die Arbeiter müssen das Volksblatt verlangen, wo sie irgend eine Anzeige machen. Bei Geschäftsleuten, bei allen Restaurateuren, bei den Barbieren u. s. w., kurz überall. Wenn jeder Arbeiter diese Bitte befolgt, dann wird es schon anders werden. Nur ernstlich bei der Sache, dann wird der Arbeiter mehr Beachtung in jeder Beziehung finden.

**gl. Weihenfeld.** Das Bundes-Gängerfest am Sonntag wieder eine so große Teilnehmerzahl auf, daß das Festlokal fast nicht so klein erwie und viele der Anwesenden keinen Platz mehr finden konnten. Die in großer Anzahl erschienenen Gänger aus Sachsen und Anhalt legten durch die Gelagsborrage langweilig von ihrer guten Natur Zeugnis ab, wurden durch reichen Beifall belohnt. Nachdem das Programm erledigt, fand noch in zwei Vokalen Ball statt, welcher viele Gänger noch bis zur Morgenstunde festhielt. Obwohl der von uns geplante Umgang polizeilich verboten war — wie immer „im Interesse der öffentlichen Ordnung und Sicherheit insbesondere des Verkehrs“ — so wurden doch die Gänger sehr geringe Anzahl in Arbeiterkreisen schon längst selbstverständlich ist. Trotzdem, allerdings zum Überflusse, mußten Polizeimannschaften einige Plätze und Tragen besetzen in dieser gegenüber unverständlichen Weise mit allen Waffen, und siehe da, es kam so, daß gegen 500—600 Gänger sich von polizeilicher Begleitung fernzuhalten mußten dadurch, daß der Umgang den nicht hiesigen, aber unter Gänger schon längst auf ganz anderem Wege zum Festlokal gekommen waren.

Hier war eben wieder die Sorge für die öffentliche Ordnung und Sicherheit insbesondere des Verkehrs — verkehrt. — Himmelsdorf bei Himmelsdorf. Hier wurde kürzlich der Gutsbesitzer Wilhelm Beckhe besessen. Der Eräger, den der Saug in die Grube lassen wollten, hatten nun entweder nicht genügend Gewalt über denselben, oder sie sind sich nicht unvorsichtig gewesen, der Saug kam nämlich in fäheriger Stellung zu stehen, so daß sich der Lader löstete und die Weiche zu gehen war. Es wurde längere Arbeit, um alles in die richtige Lage zu bringen.

**Wittenberg.** Auch eine Anklage. Zu der Generalversammlung des Konfessionsvereins äußerte sich am Sonntagabend der Vorsitzende, Herr v. Leipzig, dahin, die Vorgänge in China bewiesen, wie berechtigt der Kampf um die Freiheit gewesen sei. Der wackere Herr vergibt zweierlei: Erstens, daß jetzt noch nicht ein einziges neues Schiff fertig ist und daß die meisten Truppen auch dann noch mit Balljägerdampfern nach China beordert werden müßten, wenn alle neuen Kriegsschiffe fertig wären, und zweitens, daß es noch nicht gelungen ist, die großen Panzerschiffe auf dem Lande nach Stellung hinzuführen. Wären die Flottenfreunde müssen denn alle Dinge zum besten dienen.

**Torgau.** Vom Hingelung getötet wurde Sonntag nachmittag der 33jährige Sohn des Kaufmanns Barth. Man fand den etwas schwachsinnigen Mann nicht weit von Altitzien an einem Fuhrwege tot an.

**Torgau.** Der Oberbrauer Müller beging die Unvorsichtigkeit, einen Scheiterhaufen besten Anhalt noch brannte, nachzulassen. Die Fläße ergründeten und Mülle, so wie die Fläße verbrannt. — Die Weiche eines etwa 40 Jahre alten Mannes ist aus der Ehe geoben worden. — Auf dem Fußwege von Hülshaus nach Langenriedenbach wurde ein Mann im Alter von ungefähr 35 Jahren tot aufgefunden.

**Gerebütz.** Die polnische Reiterin Antanie Wilk verunglückte sich anlässlich auf die Welt gekommenes Kind. Den Tod

Der diesjährige grosse

Geschäftshaus

# Inventur-Ausverkauf

## in J. Lewin

bietet überraschend günstige Gelegenheitskäufe in allen Artikeln.

Halle a. S.

Marktplatz 2 und 3.



## Chinakoller mittels Schundromanen.

Ein Berliner Verlag hat soeben das erste Heft eines Novellengromans erscheinen lassen, der dem Volke die Wahrheit über China beibringen wird. Die düsteren Geheimnisse des chinesischen Kaiserhauses oder die Totenmauern von Peking — betitelt sich das Werk waterländischer Hochpoesie.

Das erste Heft beginnt mit dem Abdruck der wilhelms-haverer Kaiserrede. Dann folgt ein Bild, das wachheitsgetreu die Ermordung des Herrn v. Ketteler darstellt. Der Dichter ist weit schneller als selbst die Egerländer Wochs, die noch immer keine Photographie über das Ereignis gebracht hat. Der deutsche Botschafter ist zwar tatsächlich erschossen worden, aber unser Herrscher bevorzugt eine größtenteils Todesart. Wir sehen, wie Herr v. Ketteler — Schöndorfer — sich mit einem Revolver gegen eine Unzahl scheußlich stehender Chinesen wehrt, die auf ihn mit Knagen und krummen Säbeln eindringen.

Ein zweites Bild führt die Unterchrift: „Schlagt zu, Heuter von Peking,“ rief die Kaiserin, „das Leben des Deutschen ist Dir verfallen.“

Hier sehen wir in einem Gesandtschaftshof die Kaiserin Tante auf einem Teppich gebieterisch kommandieren. Sie ist ein dickes Weib, jedes Glied hat einen Saton. Was kommandiert sie — die Hinrichtung eines deutschen Mannes. Dieser kniet in der Mitte, die Hände auf dem Rücken gefesselt, den Kopf über ein Fußstößel gebeugt, welcher Kopf soeben von einem linken einseitigen Fenster abgehakt wird. Ein zweiter gefesteter Deutscher, der von den Chinesen festgehalten wird, sieht schaudernd der Hinrichtung zu; er selbst wird auch gleich dran kommen.

Aus dem Text, der den Abbildungen entspricht, seien folgende Proben wiedergegeben: „Wasser Europas, wasret Eure heiligen Güter, den Frieden!“

Kaiser Wilhelm II. war es, der diese Worte hinausrief in die Welt und diese Mahnung ist nicht verfallen, denn der Feind innerhalb Europas ist geföhrt und daher konnten Deutsche und Franzosen, Russen und Engländer sich brüderlich zusammenfinden in der Abwehr der großen Gefahr, die aus dem Osten droht!

Dann heißt es weiter: „Eine fürchterliche Schreckenszeit ist herangebrochen. Nicht nur die wenigen Europäer, welche in China weilten, nicht nur die Missionare, die in gegenständlicher Tätigkeit Kultur und Sitte zu verbreiten suchten, dem Christentum Eingang zu verschaffen wußten, wurden vertrieben, gemartert und getötet, nein auch die Chinesen, welche den Irrglauben abgeworfen, sind auf das gräßlichste verfolgt worden; man nahm ihnen nicht nur ihre Habe, zerstörte ihr Eigentum, sondern folterte und mordete sie in barbarischer Weise; ihre Frauen und Töchter schändete man vor ihren Augen und verkaufte sie dann als Sklavinnen, selbst die zarfeste Kinder wurden von den gelben, besopften Unholden mißbraucht und zu Tode gepeinigt.“

Wohl haben die europäischen Staaten ihre Marine-macht aufgebracht, um die Schiffe, die von den Chinesen geföhrt sind, wieder zurückzubringen, doch unübersehbar ist, wie viele unserer blauen Jungen den Tod auf fremder Erde finden. Wir haben ja auch dort deutsche Untertanen und deutsches Gebiet — Siamtschau — zu verteidigen.

Der Verfasser des vorliegenden Romans

Die düsteren Geheimnisse des chinesischen Kaiserhauses

ober: Die Totenmauern von Peking kennt China genau, er ist mit den eigentümlichen dortigen Staatsverrichtungen vertraut. Kennt Land und Leute und die Religion der Chinesen, er hat Einblick erlangt in die geheimen Verbindungen, er belauscht das soziale Leben, und an der Hand eines solchen Führers werden uns leicht verständlich die Zustände im Reich des Himmels, wie der Chinese in seiner blumenreichen Ausdrucksweise sein Land benennt. Immer-schreie, Sifferne und erkerbendes Geschiffe bringen hinter den Totenmauern von Peking hervor, dort befinden sich die Fohlermannern, in welchen mit teuflischer Bestialität die ausgeföhrteten und fürchterlichsten Qualen den armen, unschuldigen Opfern bereitet werden.

Wahrlich: Eine Fülle auf Erden!

Unser Roman, dem wirkliche Vorkommnisse zu Grunde liegen, welche in dunkler geheimnisvoller Weise bereits in den Zeitungen andeudet worden sind, behandelt das bedauerliche Schicksal einer deutschen Jungfrau, eines jungen schönen Mädchens, das durch ganz eigentümliche Verhältnisse nach Peking in den Palaß der Kaiserin gelangte, und eines deutschen Offiziers, dessen blühendes Leben auf entsetzliche Weise brodt ist.

Doch prüfet und leset und Ihr werdet mit uns anerkennen müssen, daß seit Jahren kein so interessanter, fesselnder und spannender Roman erschienen ist, wie „Die düsteren Geheimnisse des chinesischen Kaiserhauses“ oder: „Die Totenmauern von Peking.“

So hat endlich die deutsche Welpolitik ihren deutschen patriotischen Dichter gefunden, der poetisch nachschafft, was uns die welpolitische Presse tagtäglich in ihrem trockenen Stil berichtet!

## Zur Leutenot auf dem Lande.

Ein in Riela wohnhafter Arbeiter hatte eine Tochter an einen Gutsherrn in der lommacher Pflanze vermietet und erhielt nach einiger Zeit folgende in ihrer Ungeschicklichkeit ergreifende Schilderungen über das „patriaralische Verhältnis“, in das sein Kind geraten war:

Liebe Eltern!

Ich ergreife die Feder, um Euch ein paar Zeilen zu schreiben. Mir geht es ja allerhand nach, ich fühle mich als erlt, ich muß mich immer vorziehen, daß ich keine Schläge bekomme, denn er will mich immer wieder schlagen.

... Er spricht immer, Ihr hättet mich vier Wochen aus-lungen lassen, und ich hätte meine Kräfte mehr, er wolle mich auf die Wästel setzen, ich wäre nichts mehr nütze. Die Wände brechen mandal. Auf wen er es einmal abgeben hat, dem geht es auch schlecht. Gestern beim Abendessen mußte ich umknenden, da hatte ich ein Gähnen zusammengefallen, da haben sie der Bauer und der Knecht mir was verwischt. Sie sagten: Das

liegt bloß an Euch, wenn ich ordentliche Eltern hätte: so thät Ihr aber selber nichts tunge. Ihr wäret selber läderliche Bande genug, so lange ich noch bei ihm wäre, wölte er mich noch tüchtig zusammenhauen, da jagt er noch, er wolle mich an die Leinwand rennen oder künne mir den Fessel an den Kopf heuen, daß das Gehirn herausflöte. Solche Redensarten und Verwünschungen hat der Herr und der Knecht immer über mich. Ich habe hier kein bißchen Luft mehr, da soll einem wohl die Luft vergehen. Nehmt es nicht übel, daß ich so schiedt geschrieben habe, mich hat's ordentlich ge-sittert bei dem Schreiben. Ich will nun schließen u. i. w. u. i. w.

Eure Tochter

..... (folgt Unterchrift)

Solche Notrufe des armen Proletariates an seine Eltern liegen noch mehrere vor. In einem anderen Briefe beklagt sie sich bitter über eine Magd, die, obgleich erst 20 Jahre alt, doch schon 3 uneheliche Kinder hat und das Mädchen, die sich in anderen Umständen beand, „Aurenmench“ schimpfte. Ein anderes Mal hat sie die Schupette des Gutsherrn beim Schreiben des Briefes erwidert und den Gutsherrn gerufen, denn mit Gemut und wahrheitsliebend gesehen von keinem schlechten Gewissen, den Brief haben wollte. Als das Mädchen ihn nicht herausgab, wurde die Vade gültig ausgepökt und sie von dem humanen Arbeitgeber „geperrt und geföhnt“ und die Schmeißer mußte ihn von größeren Mißhandlungen zurückhalten.

Das Ende vom Liede war, daß der über diese Behandlung seines Kindes aufs äußerste empörte Vater dem rabiaten Gutsherrn ins Haus rüchte und ihn Vorwürfe machte, wobei er in einen heftigen Wortwechsel geriet und von dem Gutsherrn wegen Hausfriedensbruch angezeigt wurde. Der Vater erhielt sechs Tage Gefängnis.

Nach dieser Illustrationsprobe wird man es begreifen können, wenn man mehr die ländlichen Arbeiter und Arbeiterinnen vorziehen, in die Fabrik zu gehen, trotzdem in den Fabriken in Bezug auf Behandlung etc. auch vieles faul ist im Staate Dänemark, doch haben sie wenigstens die Möglichkeit, etwogen Mißhandlungen durch Niederlegung der Arbeit zu entgehen, während ja, wie unsere Gerichte entscheiden, „Mißtätigung“ des Gefindes durch den Dienstgeber kein Grund ist, den Dienst zu verfallen.

Dem Vater empfehlen wir, bei der Staatsanwaltschaft Anzeige gegen den legelhaften Kandidat zu erstatten wegen Verletzung seiner Tochter mit einem Verbrechen. Es wäre föhlich, wenn die Staatsanwaltschaft die Strafverfolgung ablehnen würde.

## Gegen den Kohlenwucher

wendet sich in bemerkenswerter kräftiger Weise die Berliner Welt am Montag. Wie die Diebe die Zeit zum Stehlen benutzen, wo sie alle Einwohnere außerhalb des Hauses wissen, so benutze das fleime, aber mächtige Föhlein der Kohlen-magnaten die Zeit, wo das Interesse aller Welt auf die Vorgänge in China gerichtet ist, dazu, durch die Ausbeutung aller Bevölkerungs-schichten seine ungeheuren Kapitalien noch weiter zu vermehren. Nach dieser deren, aber wegen der unerschämten Preissteigerung der Kohle begrifflichen Charakteristik des Kohlenwuchers lag das Wort recht richtig:

„Es ist eine ganz auffällige Erscheinung, daß man in den weiteren Kreisen unser Volkes noch immer nicht begreifen will, welche eine nationale Gefahr in dem Vorgehen der Kohlen-interessenten liegt. Als die letzten großen Preiserschönungen erfolgten, die gerade die Vermögen unter uns zur Winterzeit schwer trafen, da regten sich einige idealistische Zeitungsschreiber auf, einige besonders hart betroffene Interessenten schimpften und schuchten. Aber wo blieb die von vielen erwartete große Aktion? Wo waren die großen Volksversammlungen, in denen die Bürgergeseht endlich einmal in gewaltiger Demonstration fund thun sollte, daß sie sich nicht ohne weiteres verschadern und benutzen lassen? Nichts geschah, gar nichts. Man wollte die Faust in der Tasche und blieb stumm. Wenn man hatte eben andere Interessen, die für größer, für „politischer“ waren.“

Eine nette Politik, die jenseits des Ozeans Kultur verbreiten will und die Zustände im eigenen Lande in Unordnung zurück-läßt. Was nügen uns denn die Eroberungen in allen Länder-strichen des Erdballs, wenn wir dadurch nicht einen Vorteil für unseren Handel erwarten dürfen! Und einen solchen Vorteil können wir nur dann gewinnen, wenn wir billig zu produ-zieren vermögen. Vor der Konkurrenz schükt uns keine Kanone, kein Säbel und kein Panzer-schiff. Billig produzieren, wenn das nützte Nothmaterial, die Kohle, während im Preise steigt, ist aber eine Unmöglichkeit. Die gegenwärtige wucherische Tätigkeit der Kohleninteressenten bringt daher unser Volk an den Abgrund des wirtschaftlichen Verderbens. Wir arbeiten nur für sie, wir bauen andere Schiffe nur für sie, alles, um einigen Zenten die Taschen zu füllen.“

Dieser Zustand unter der Last der Kohlenpreise. In den Städten steigt mit jedem Tage der Preis für Brennmaterial. Aber das alles hilft die Herru nicht davon ab, immer weiter die Preise zu erhöhen. So ist erst jüngst wieder eine Erhöhung jenseits der Produzenten beschlossen worden, und die Folge davon ist, daß in Berlin die Händler jetzt für den Zentner Kohlen, der noch vor Jahresfrist mit einer Mark bezahlt worden ist, 1.40 M. verlangen. Das schlimmste aber ist, daß, wie uns aus der Mitteilung einer Kohlenfirma be-kannt geworden, für den Winter eine weitere Erhöhung um 30 Prozent des jetzigen Preises zu erwarten ist. Noch mehr Familien als im vorigen Winter waren diesmal frieren müssen, wenn wir wirklich Mangel an Kohlen hätten, so wären das alles Konsequenzen, in die wir uns eben schließlich schicken müssen. Aber eine solche Notlage liegt gar nicht vor. Wir haben Kohlen in Fülle und Fülle. Aber die Schätze sind monopolisiert von einer kleinen Skizze, die dem Volke das Mark aus den Knochen jagt.“

Die eigentlich Schuldigen erblickt die Welt am Montag in den Grubenbaronen, deren Interessen im rheinisch-west-fälischen Kohlen-syndikat ihre Vertretung finden: sie erwähnt dann des sehr infamistischen Artikels, den der Redakteur der Deutschen Bergarbeiterzeitung, Otto Süß, über die ledig-lich im Interesse der Wohlhaltung und Steigerung des Profits erforderten Produktionserschönerungen des Syndikats in Nr. 40 des diesjährigen Jahrganges der Neuen Zeit veröffentlichte, und legt sich folgend:

„Gegen diese Zustände muß man bei Zeiten Front machen,

wenn man nicht ruhig zusehen will, daß das deutsche Volk völlig der Willkür einiger Kapitalisten ausgeliefert wird. Es thut not, daß das Volk endlich zusammentritt und gemeinsame Mittel und Wege berät, um der drohenden Gefahr zu ent-rinnen. Die unbedingt erste Forderung muß auf eine schlo-sigste Aufhebung der Vorkzugs-Güterabtarife für die Kohlen-ausfuhr gerichtet sein. Dann bleibt eine Veränderung unserer Gesetzgebung in Bezug auf Nothstoff- und Lebensmittelprodukte zu fordern. Und endlich thut es not, in die Diskussion über Verstaatlichung des Steinkohlenbergbaues einzutreten, gegen die heute allerdings noch schwerwiegende sozialpolitische und politische Bedenken sprechen.“

Die Verstaatlichung der Kohlenwerke muß durch die Uner-fählichkeit der Sozialisterei zu einer immer brendernden Frage, der auch die Welt-demokraten trotz mancherlei wirtschaftlicher und politischer Bedenken nicht feindlich gegenüber zu stehen braucht.

## Die Dienstbotenbewegung in Berlin.

Vor einiger Zeit verhandte ein Privatdozent Dr. St. H. in einer größeren Anzahl Fragebogen an Herrschaften, die Dienstboten zum Zwecke einer Enquete über die Lage der Dienstboten in die Enquete dieser Enquete sollen am Schluß dieses Jahres veröffentlicht werden. Ueber die Veranlassung zu dieser Untersuchung und die Aufnahme derselben in der Öffentlichkeit sprach Herr Dr. St. H. am Freitag abend in einer öffentlichen Versammlung in Berlin, in die diesem Zweck die Königshof veranlaßt worden war. Der Redner schilderte eingehend das Verhalten der Zeitungen und der Öffentlichkeit gegenüber der Dienstboten-Enquete. Die gesamte reaktionäre Presse, d. h. mit Ausnahme der sozialistischen Organe, sah sämtliche Blätter überdies den Mann, der es gewagt hatte, in die ihm unangenehme Untersuchung über die Lage der Dienstboten den häuslichen Dienst, einzudringen, mit einer Flut ebenso aberner wie gemeiner Schmähungen und suchte mit allen möglichen Verwöhnungen und Lügen die velleicht ja recht unangenehme Ergebnisse der Enquete von vornherein zu verdrängen. In jedem Blätter der Redner den Namen der öffentlichen Meinung anordnete auch eine Schaar deutscher Kauffrauen, ihre oft gerühmte Zurückhaltung gegenüber allen öffentlichen Fragen und verböhte den Neugierigen in Zeitungsschreibern und anonymen Briefen auf alle nur denkbare Weise. Eine kleine Minorität häuslicher Angestellter, die Dr. St. H. in der Ver-anlassung zu seinen gab, bildete ein herrliches Dokument der vornehmsten Geismut, die sich das deutsche Volk in dem weltren Frieden des Hauses und der Familie zuweilen erwirbt.

Der Redner betonte mit Recht, daß der eigentliche Grund derartigen Erscheinungen bei der Erörterung sozialer Probleme immer der erste ist: Es gäbe den herrlichen Zweck, die Not da, wo sie wirklich vorhanden ist, zu lindern; es gäbe ihnen vielmehr nur, sie zu verbergen und zu verdecken, dem Auge ihren unangenehmen Anblick zu entziehen. Wie man die gerümpelten Schuldenfänger, deren gegen Geld das öffentliche Bewußtsein sich zu empören beginnt, einfach abschlekt, so lude man sich in der Untersuchung über die Lage der Dienstboten auf die Lage der Dienstboten oder auf sonst etwas beziehen. Vom Klassenstandpunkt aus sei ja, da es sich hier fraglos um einen Klassenkampf, um einen abstrakten Interessenkampf g e n o s s e n s chaftlichen Interessen und Angelegenheiten handele, der Job der Frauen der Dienstbotenbewegung gegenüber gerecht. Auch fehle den bürgerlichen Frauen jedwede vernünftige Schätzung des Wertes der Arbeit — den reiden, weil sie selbst feinerlei Arbeit leisten, den Frauen des Mittelstandes, weil ihre eigene häusliche Tätigkeit nie eine Selbstverwertung ist. Die Arbeiterklasse hat den größtenteils der Kauffrauen den Lohn der Dienstboten, der alles in allem kaum je 500 M. erreicht, velleicht aufwärtig für einen hohen. Unter den Angestellten selbst haben an zahlreichen solche die Fragebogen ausgefüllt, die sich in relativ guten Stellungen befinden. Die Antworten dagegen, bei denen die Lohn- und Arbeitsbedingungen an einem Ende der Skala stehen, sind unter stände Diensten, sind offenbar zu sehr niedriger gehalten und unterdrückt, um sich zu einem Interesse für die allgemeinen Angelegenheiten ihres Standes aufzuheben zu können. Auch sie, wie mehrere Zuführten an den Neugierigen bewiesen, in vielen Fällen ein ganz herrlicher Drauf-leitens der Herrschaften gegenüber worden, um die Beantwortung nur durch Drohungen zu hindern. Andererseits besagten veridische Briefe, von denen der Redner einen vorlas, in erschütterlicher Weise das nachende Verhältnis eines Anzahl Angestellter für ihre eigene Lage.

Wenn oft von selbstem Material unterbreiteten Vortrag folgte ein zweiter Vortrag des Herrn v. Gerlach. In anbetragt der vorgerichtigten Zeit bekräftigte sich der Redner vorwiegend auf eine Zusammenstellung der bisher erhobenen Forderungen, die jeder human Führende, gleichviel welcher Parteirichtung, unterstützen mußte. Zunächst ergriffe man Bestimmung der Zahl der Dienstboten, die ein Haushalt zu sein pflegen, die Zahl der Frauen, der die Wahrheit fürchtet. Man müsse Dr. St. H. dankbar sein, der genug gern mit seiner Unter-suchung zurücktrete, sobald eine behördliche Enquete vorgenommen werde. Die zweite Forderung sei selbstverständlich: Abänderung der geltenden Bestimmungen, bei denen die Lohn- und Arbeitsbedingungen von 1810. Auch die Dienstlöhne, die durch Verordnung vom Jahr 1896 bei uns obligatorisch eingeführt sind, müßten abgeändert werden. Endlich solle in jeder Woche mindestens ein halber freier Tag geordnet werden: eine der Ursachen des Mangels an Dienstboten sei offenbar die größere Freiheit, die die Hausarbeit der Mädchen gewährt. Diese Forderungen sind erreichbar einestells nur durch Organisation der Angestellten und ersten Kampf um ihre Rechte; andererseits läge es auch im Interesse der Hausfrauen selbst, der Bewegung, die ihnen selbst noch einmal sehr gefährlich werden könne, durch Untergründung der berechtigten Forderungen in diese Dienstboten die Enquete abbrechen. Redner wende sich deshalb an die klugen Epistolen unter den Frauen. Den Haus-angestellten aber rief er zu: „Vorwärts auf der begonnenen Bahn! Stärken Sie Ihre Organisation, dann kann der Erfolg nicht fehlen!“ (Kohle's Bravo.) Folgende Resolution wurde beschlossen und einstimmig angenommen: Die Verammlung er-klärt, daß die unerhörten, geschleichen Ausbeutungsverhältnisse, unter denen das Gefinde leidet, die Beteiligung der behörenden Einbeordnung erheischen. Dies Ziel kann nur durch die Organisation der Dienstboten erreicht werden. Pflicht eines jeden Dienstboten ist es, sich einer Organisation anzuschließen.“

## Soziales.

— Zur Lage des Arbeitsmarktes liegt die Verschlechterung, die Berliner Halbmonatsschrift Der Arbeitsmarkt für den Juni vorausgesetzt hatte, nimmere in schlo-madger Befähigung vor. Während an den deutschen Arbeits-märkten für 100 offene Stellen im Juni v. J. nur 93.6 Bewerber zur Verfügung standen, drängten sich diesmal um 100 Stellen (sich 103.4 Arbeitssuchende, wo Mangel an Arbeits-



# Zur Unterhaltung und Belehrung.

## Wochenbeilage zum Volksblatt für Halle und den Saalkreis.

1900

Donnerstag, 19. Juli

Nr. 29

### „Lise.“

Eine Geschichte von Ernst Kresowki.

I

Sie wohnten draußen vor der Stadt. Das einstöckige Haus, im Bauernstil, mit den niedrigen Wohnräumen an dem einen Giebel, mit dem Stalle am andern, lag hinter einem zweistöckigen Herrschaftshaus mit Reben umrankten Wänden und einem schönen schattigen Vorgärtchen, wo, so lange es die Wärme erlaubte, einige ziemlich verblüdete Gwastöchter häfelnd, stehend, plaudernd den Tag verbrachten. Im Hofraum lag die Kfzere des Menschenlebens sozusagen oben auf — jede Schminke war weggewischt. Schon wer die Frau vorüberhüpfen sah: bald aus der Stube und wieder hinein, bald nach dem Stalle, immer thätig, immer ängstlich scheu, der konnte auf dem blaffen, abgehärmten Gesichte lesen, daß geheimer Gram und Kummer hier tagtäglich ihre Schatten warfen und ihre schwersten Trümpfe auspielten.

Hätte das arme Weib vor acht Jahren ahnen können, wie es kommen würde.

Damals war sie die reiche Tochter eines Großbauern drunten im Niederbairischen, gesund, frisch, von manchem braven Burschen umworben. Jeden hatte sie hochmütig ausgelacht. Aber dann kam „der Rechte“ — ihr jetziger Mann. Die Bauernjungen in ihren krachledernen Hosen waren ihr ja stets zu wenig gewesen. Ihr Stolz stand höher. Sie wollt' einen „nobligen“ von München. Wer weiß, ob nicht auch manch' andere Bauernbirtin zugegriffen hätte, wenn der „Reitschenspepp“ zu ihr gekommen wäre! Denn der Hubermann war ein strammer Kerl. Als die Genzi ihn kennen gelernt hatte, war er Leibkutscher bei einem tollen Grafen in München. Daher kam seine feine Livree und seine „Bildung“. Das war aber auch eine gar tolle Zeit: — fortwährend herumkutschieren in der Stadt und draußen auf dem Lande während der Jagdsaison. Und dann die vielen Soireen, Diners und Hausbälle. Der Sepp genoß des Grafen vollstes Vertrauen — denn er war verschwiegen wie das Grab. Da konnte schon viel tolles Zeug getrieben werden, ohne daß die gnädige Frau Gräfin es ahnte. Warf sie ja selber doch ein Auge auf den schmucken Leibkutscher. Da fiel schon oft was ab. Und so wurde lustig gelebt. Wie manche schwere Geldkiste hatte Hubermann per Wagen von der Bank holen müssen. Schließlich, als das letzte Geld verthan, aller Kredit erschöpft war und die Vergantung kam, schoß sich der Graf eine blaue Bohne ins Hirn . . .

Hubermanns Rolle als gräßlicher Leibkutscher war nun zwar ausgespielt; aber er hatte sein Schärfschen im Trocknen. Warum sollte er auch so dumm gewesen sein, nicht mit beiden Händen zu erraffen, so lang etwas zu erraffen war? Das hätte ja auch jeder andere an seiner Stelle gethan. Und Sepp Hubermann war kein Dummer! Er etablierte sich mit dem Gelde des Grafen: Der ehemalige Bediente machte sich zum Herrn und Fuhrwerksbesitzer, welcher aber sechs, acht Droschken, die er täglich ausbandte, zu befehlen hatte.

Der reiche Silberbauer da drunt' im Niederbairischen dachte freilich ganz anders von Hubermann. Er hatte so seine seßhaften Ansichten über die Ehrlichkeit des Erwerbes. Was Wunder also, daß er sein einziges Mädel, die Genzi, von dieser Heirat abzureuen versuchte. „So an Schwindel halt nit lang an“, sagte er öfters; „d'r Sepp is an Feimer, der is das noblige Stadtleben g'wöhnt. Pass' auf, daß du nit ein' schönen Tag's auffis't mit an paar Blaren!“ Genzi jedoch lehnte sich nicht an die väterlichen Warnungen. Sie heiratete den Hubermann. Mit einer schweren Ausstattung an Wirtschaftsgut und einem großen Stück Geld zog sie nach München.

Die Hubermanns waren sein eingericht, ganz wie die nobelsten Stadtleute, das mußte ihnen der Reid lassen. Das Geschäft ging auch flott und warf viel ab. Wenn nur der Huber-

mann wirtschaftlich gewesen wäre. Aber daran ließ er's ganz und gar fehlen. Die täglichen Einnahmen zu kontrollieren, fiel ihm gar nicht ein. Was die Kutscher abliefern, war ihm recht. Was sie mit dem Heu und Haber für die Gänse machten, blieb ihm auch egal. Natürlich verschlang diese unsinnige herrenlose Wirtschaft viel Geld. Aber der Hubermann hatte es ja. Er griff nur in den langen Strumpf voller Gold und Silberthaler, den seine Frau mitgebracht hatte, zahlte und zahlte. Zu allem hatte er seine noblen Passionen. Er saß von morgens bis spät nachts in Biercellern, Wein- und Kaffee-Restaurants, tertelte, zechte — und liebte . . .

Genzi freilich hatte von alledem kaum eine blasse Ahnung. Aber die von Tag zu Tag roher werdende Behandlung ihres Mannes, der selten mehr nüchtern nach Hause kam und sie gar oft thätlich angriff, hatte ihr längst allen Frohsinn und alle Unbefangenheit geraubt. Sie weinte gar oft vor sich hin und empfand, je mehr sie aufwachte, nur desto tiefere Reue über ihre einstige Blindheit. Warum hatte sie dem Vater nicht gefolgt? Zwar suchte sie ihm jedesmal, so oft er in die Stadt kam, all ihr Unglück zu verheimlichen. Aber er hörte genug in den Schenken über Hubermann.

Das ging noch so fort eine geraume Weile. Dann war es plötzlich aus mit all' der Herrlichkeit. Die schier zahllosen Gläubiger und die Gerichtsvollzieher nahmen das letzte — und eines kalten Wintertages lagen die Hubermanns obdachlos auf der Straße . . .

Wohin sollte nun das arme Weib mit ihrem kleinen Buben? Sollte sie betteln gehen? Um alles in der Welt nicht! Wenn doch die Menschen nicht so schadenfroh wären über das Unglück der andern! Wenn sie doch nicht so herzlos wären, wo ein Unglücklicher, Armer, Verarmter an ihre Thüre klopft! Wozu hätte sie denn ihren Mann? Der sollte nur um Brot und Unterkunft sorgen!

Ach, der Hubermann — wäre der nur nicht so ein herzloser Schurke gewesen! Sie weinte und bat — er mißhandelte sie, einen Tag um den andern. Sie sollte Geld schaffen. Woher? Sollte sie sich prostituieren? Ihm wär's ja egal gewesen, wenn nur Geld ins Haus käme. Schließlich verließ er sie mit der Drohung, daß, wenn sie nicht Mittel schaffe, er ihr, sofern er wiederkäme, ans Leben gehe.

Da blieb sie nun allein zurück mit dem kranken Kinde, hungernd, frierend, jammernd und geschunden an lebendigem Leibe. Da saß sie nun in einem nassen Kellergewölbe, das irgend eine mitleidige Seele ihr als vorläufiges Schlupfloch gewährt hatte. Was beginnen? Wohin? Nach Hause? Sie schauderte bei diesem Gedanken. Sie starb beinahe vor innerer Scham. Was würde der Vater sagen? Er würde sie, so hatte er ja in einem harten Abjagebriefe schreiben lassen, hinauswerfen. Und dann? Ja, wer sollte sich denn ihrer annehmen? Am liebsten tot sein! Ja, das wär' das bestie! Aber was sollte aus dem Kinde werden. . .? So blieb sie leben um des Kindes willen. Das sollte ja ihr Trost sein in aller Verlassenheit, jetzt — und später.

Ach ja, der arme Wurm. Wie es sie so lieb anlachte, als sie es an der wulsten Brust stillte. Was wukte es von Kummer und Sorge? Was von salzigen Mutterthänen? Es grub sich mit seinen frostblauen Fingerringen in die schlaffe, leere Brust, lachte und kralhte. Wie konnte sie diesem heiligen Kindeslächeln widerstehen. Sie kämpfte genug mit sich. Aber sie kämpfte sich durch zum ärgsten Wagnis, zur Kraft der Seele — um des Kindes willen.

Und als nach einigen Tagen Hubermann berauscht und tierisch-brutal sie antrat, da ging sie ihm fest entgegen. Ihr Entschluß war sicher gefaßt. Hatte Hubermann sie auch dem Glend überlassen, so wollte sie doch seine Zukunft zu sichern suchen. Würde der Vater sie auch von der Schwelle weisen — sie wollte ihn auf Knien um Hilfe ansehn, so lang, bis sein Herz doch weich würde unter ihren Bitten und Thränen.

Hubermanns Wildheit brach sich hier doch an dem heiligen, thränenlächelnden Ernste des armen Weibes. Und als sie mit dem sorglich in wärmende Luchdecken eingemummten Kinde hinauswankte in den kalten schneenarrenden Wintertag, da schlug er die Hände vors Gesicht und brach in sich zusammen...

II.

Genzi hatte damals viel auszusehen gehabt. Nach fünf-tägiger Wanderung auf verschneiten Wegen war sie unweit vom Vaterhause zusammengefunken — halb verhungert, dem Wahnsinn nahe. So hatte man sie aufgelesen mit dem wimmern-den Kinde... Tief und lang schwebte sie zwischen Tod und Leben.

Der Bube als gedieh. Da regte sich doch zuletzt in der Seele des Silberbauern ein warmes Mitgefühl für Genzi. Er stand ja allein — so sollte sie bei ihm bleiben. Vollends der kleine, zappelige Junge hatte es ihm angethan.

Nur von Hubermann wollte er nichts mehr wissen, der mochte bleiben, wo er wollte. Aber zuletzt konnte er doch Genzis Bitten nicht widerstehen, so schwer es ihm um ihres so lieb gewonnenen Bubens willen auch werden mochte. Und als schließlich Hubermann einmal über das andere flehentliche Briefe schrieb, als er zuguterletzt selbst kam, um Verzeihung bat und feierlich gelobte, ein ordentlicher Mensch zu werden, da griff der Silberbauer tief in die Tasche — „zum letztenmal“, wie er sich bei allen Heiligen beschwor.

Dann ließ er einen großen Wagen mit Hausgerät und Lebensmitteln vollpacken, und kutschierte die Hubermanns nach München. Damit nicht genug, nahm er auch ein tüchtiges Pferd mit, kaufte in der Stadt eine Droschke nebst allem Zubehör, schaffte in die Wohnung das nötige Wirtschaftsgeräthe und in die Stallung eine Fuhre Heu, Stroh und Haber. Ein paar hundert Mark Bargeld, die er zurückließ, konnten wohl für eine Weile ausreichen. So begann ein neues Leben.

Hubermann war doch müde geworden. Früher großer Herr und Lohnkutschereibesitzer, mußte er jetzt selber auf dem Kutschbock im behördlich vorgeschriebenen Habit und wachsteinenen Zylinderhut am angewiesenen Platze neben der Hauptpost auf den Zufall geduldig warten.

Das war bitter, sehr bitter.

Noch dazu die Stichelreden der anderen.

„Schau's den an. Früher a feiner Stadtherr und igt? Abi g'fallen is er der Lump. Izt kann der Baki schon froh sein, daß ihm der Silberbauer wieder auf'n Fiakergaul g'setzt hat. Na ja, dös kimmt von so an Hochmut.“

Oft stieg dem Hubermann die Galle bis zum Halse herauf; er hätte am liebsten mit dem Peitschenstiel drein geschlagen. Aber was sollte er thun? Sich noch mehr dem Gespötte aussetzen? War es nicht klüger, allen Groll und Zorn zu verschlucken?

Und Hubermann lernte es bald, sich zu bekämpfen — um seiner Fortexistenz willen. Er war stets als erster auf dem Platze und der letzte, der ihn verließ in tiefer Nacht. Dann ging es aber direkt nach Hause.

Hier schaffte Genzi in Wohnung und Stallraum unverdrossen, von früh bis spät. Das sah man an der akkuraten Ordnung und Sauberkeit, die in jedem Winkel, selbst auf dem Hofe herrschte. Bei all der schweren Arbeit war Genzi doch immer heiter und wohl auf. Wenn Hubermann um Mitternacht, manchmal noch viel später vom Geschäfte heimkam, konnte er sich ruhig zu Bette legen. Das treue Weib besorgte die „Lise“ — denn so hieß die von ihrem Vater mitbekommene Stute — mit peinlichster Sorgfalt, putzte Wagen und Geschirr und ging erst schlafen, wenn alles wohl verwahrt hinter Schloß und Riegel war. Morgens beim ersten Hahnenschrei sprang sie schon wieder auf, um im Stalle nachzusehen und eine reichliche Ration Heu in die Kausse und Haber in die Krippe zu schaffen, die „Lise“ zu tränken und in der Küche das Frühstück zu bereiten.

Mittlerweile war dann auch Hubermann aufgestanden und hatte sich fertig gemacht. Sorgen brauchte er sich um nichts. Genzi pflegte regelmäßig, nachdem die „Lise“ fein gestriegelt war, anzuspinnen. Hubermann hatte nur die Peitsche zu nehmen und sich auf den Bock zu schwingen zur fröhlichen Morgenfahrt auf seinen Standplatz an der Hauptpost.

So ging das einen Tag wie den andern.

Man lebte und strebte in schönster Eintracht und Harmonie vorwärts. Und der Segen kam da wie von selbst. Das Geschäft warf so viel ab, um auch einen Großen beiseite zu legen, und bald stand das zweite Pferd im Stalle. Nun brauchte die „Lise“ nicht jeden Tag ins Geschirr. Und das war für

Genzi ein wahrer Trost; denn sie liebte das Tier: — es hatte Segen ins Haus gebracht.

Aber wie es so geht im Menschenleben — Glück ist selten von langer Dauer; die menschliche Kreatur kann sich so schlecht mit ihm vertragen. Zu Hubermann begann sich, je besser es ihm glückte, der ihm angeborene Hochmutsdünkel und Hang zum Wohlleben wieder mehr und mehr zu regen.

Das Großstadtleben bietet genug Lockmittel und Reizungen; und gerade die, welche gewissermaßen aus der Dämonie aller menschlichen Leidenschaften und Triebe dunkel-geheimnisvoll vom Schlamm des konzentrierten Großstadtetriebes wie Blasen heraufquellen, sind die gefährlichsten.

Hubermanns im Grunde genommen dämonische, nur durch die Widrigkeit der Existenzverhältnisse bislang künstlich zurückgeschraubte Natur fing an, Seitensprünge zu machen. Erst vorsichtig prüfend, dann freier; erst in langen, dann in kurz aufeinander folgenden Intervallen zuletzt kühner, ungebundener — bis zur fessellosen Anarchie. Er fand gleichgültige Kameradschaft. Nun suchte er ihre Gesellschaft; zuerst beim Biertrug, schließlich in Wein- und Schnapschenken. Es kam die Sorglosigkeit, die Gleichgültigkeit gegen die Existenzsicherung für die Zukunft, die Rücksichtslosigkeit gegen Frau und Kind über ihn. Man trank, spielte auch — was lag daran! Konnte, was heute verspielt, verpraßt und verthan, nicht morgen, übermorgen wieder mit Leichtigkeit eingebracht werden? Denn „einmal ist einmal“, zweimal, dreimal, zehnmal — hundertmal auch nicht. Warum soll's einem nicht vergönt sein, sich hin und wieder als „Mensch zu fühlen“? Aber da fängt das Zigeunertum an; da wagt die „Bestie im Menschen“ die ersten Sprünge!

Hubermann kam von dort ab öfters ziemlich spät nach Hause — manchmal auch im Rausch. Wen ging's was an? Etwa sein Weib? Die sollte nur mucken!

Genzi sagte nichts; aber ihr besorgter Blick war Hubermann lästig. Er nörgelte, er brummte, er kommandierte — er fluchte und schimpfte zuweilen. Das wiederholte sich je länger, desto mehr. Bald war der Wagen nicht sauber genug gepußt gewesen, bald taugte das Essen nichts; bald kriegten die Pferde zu viel Futter, bald war dies nicht recht, bald jenes — kurz, alle Tage hatte Hubermann etwas anderes auszuweisen.

Genzi erfüllte nur um so gewissenhafter ihre Wirtschaftspflichten. Um Geld jedoch wagte sie nicht zu fragen. Sie half sich durch, so gut und so lang es ging.

Hubermann aber wurde trotz alledem mit jedem Tage kräftiger, mißtrauischer, liebloser, unausstehlicher.

Mit Genzi besprach er nichts mehr. Dagegen nahm er den kleinen Bubens auf seine Seite, forschte ihn aus nach diesem und jenem, was die Mutter treibe, und befahl dem Kinde, nur immer hübsch zu beobachten, ihm alles, alles zu erzählen. Die Mutter hätte ihm nichts, gar nichts zu sagen; er könne thun, was er wolle. Aber so sie es jemals wagen sollte, ihm, dem Kinde, ein schiefes Wort zu sagen, oder gar, es für seine Untaten zu züchtigen, so werde er ihr gründlich auf den Nacken steigen.

Genzi weinte ob dieser brutalen Entfremdung des Bubens oftmals im stillen. Derselbe war bald ihr offener oder versteckter Aufpaffer — und unbewußter Ankläger. Kindermund hat ja stets allerlei zu sagen. Es kommt da bloß darauf an, daß man solch' harmloses Plappern adfichtlich böshaft auslegt, um ein armes Weib zu verdächtigen und zu martern. Aber das verstand Hubermann, zumal im Rausche — und wann war er denn auch recht nüchtern? Der Bube brauchte bloß das harmloseste Wort über die Mutter zu sagen — und Hubermann zeterte, polterte, brüllte. Ja, er ging zu Thätlichkeiten über, er mißhandelte das arme Weib gerade wie ihm gefiel, für nichts, für rein gar nichts. Er wußte selbst nicht, warum er das that — aber es bereitete seiner zur härtesten Roheit und Willkür aufgestachelten Natur ein teuflisches Behagen. Sie sollte nur, so drangsalirte er sie täglich, wieder hingehen, woher sie gekommen. Es sei denn, sie brächte Geld — aber sonst brauchte sie nicht wieder zu kommen, er und der Junge würden schon ohne sie leben.

Wie oft warf er ihr die Peitsche ins Gesicht; wie oft stieß er sie im Stalle beiseite, daß sie gegen die Krippe oder gegen Wand und Pfeiler prallte und ohnmächtig nieder sank! Blaue Streifen, blutunterlaufene Augen waren bededte Zeugen für Hubermanns tierische Brutalität.

Das Weib duldete alles. Was sollte sie auch unternehmen? Sie war ja nur ein schwaches Geschöpf, ein Schatten und Schemen, abgemagert wie ein Skelett, kränkelnd und quälend.



Der Mann stieß sie weg von sich — das einzige Kind, die Hoffnung späterer Jahre, war ihrem Herzen entfremdet worden. Sie durfte ihm nicht Mutter sein, so sehr ihre Liebe sie hintrieb. Sie wollte dem Manne ein Liebendes, sorgliches Weib sein — statt dessen entwürdigte er sie zur Sklavin. Sie möchte wohl aufschreien vor Schmerz, vor Zorn und Haßgier, in alle Welt ihres Mannes Niedetracht hinausschreien. Aber was würden die Leute sagen? Man würde sie als schuldigen Teil verdammen — Hubermann würde Recht kriegen. So ist die Welt. Also war es ihre fürchterlichste Pflicht, zu schweigen — aus Klugheit. Heimlich, ohne daß der Junge es sah, oder sonst wer Fremder, konnte sie doch schon sich ausweinen. Aber wer jemals verdammt war, alles was ihm die Seele bedrückte, mit sich allein auszumachen, keinem sein Herz auszuschnitten, niemand sich mitzuteilen, der weiß, wie das Leben an der eigenen Flamme sich raslos verzehrt — bis es schwächer und schwächer flackert und langsam, langsam verglimmt . . .

(Schluß folgt.)

## Tolstoi über den Selbstmord.

Ein südrussisches Blatt veröffentlichte dieser Tage einen Auszug aus einem Privatbriefe Leo Tolstois, worin sich der Philosoph von Jasnaja-Poljana über den Selbstmord äußert, den er als un sittliche That entschieden verurteilt.

„Die Frage, ob der Mensch überhaupt das Recht habe, sich zu töten.“ schreibt Tolstoi, „ist unrichtig gestellt. Von einem Recht kann gar nicht die Rede sein. Man kann nur fragen, ob es vernünftig und sittlich ist (das Vernünftige und das Sittliche sind immer identisch), sich zu töten? Nein, es ist unvernünftig, ebenso unvernünftig, wie wenn man die Triebe einer Pflanze abschneidet, die man vernichten will: sie würde nicht umkommen, sondern nur anfangen, unregelmäßig zu wachsen. Das Leben ist unzerstörbar — es ist unabhängig von Zeit und Raum, und deshalb kann der Tod nur die Form des Lebens verändern, seine Neuherung in dieser Welt aufheben. Ist aber das Leben in dieser Welt zu Ende, so weiß ich erstens nicht, ob seine Neuherung in einer anderen Welt mir angenehmer sein wird, und zweitens beraube ich mich der Möglichkeit, für mein Ich alles das zu ergründen und zu erwerben, was es in dieser Welt erwerben konnte. Außerdem, und das ist der Hauptgrund, ist es unvernünftig, sich zu töten, da ich, wenn ich meinem Leben ein Ende mache, weil es mir unangenehm erscheint, dadurch zeige, daß ich einen verkehrten Begriff von der Bestimmung meines Lebens habe, indem ich annehme, daß meine Lust seine Bestimmung ist, während diese einerseits die Vervollkommenung meines Ich ist und andererseits ich dem dienen muß, worin das Leben der ganzen Welt besteht. Deswegen ist eben der Selbstmord unsittlich: dem Menschen ist mit dem Dasein die Möglichkeit gegeben, bis zum natürlichen Tode zu leben, aber nur unter der Bedingung, daß er dem Leben der Welt diene. Er aber hat das Leben nur so lange benutzt, als es ihm angenehm ist, während aller Wahrscheinlichkeit nach dieses Dienen gerade dann begann, als ihm das Leben unangenehm erschien. Jede Arbeit ist anfangs unangenehm. In einem russischen Kloster lag mehr als 30 Jahre lang ein durch einen Schlaganfall gelähmter Mönch, der nur seine linke Hand bewegen konnte. Die Ärzte sagten, er müsse sehr leiden, er aber klagte nicht nur über seinen Zustand, sondern äußerte, indem er sich bekreuzigte und die heiligen Bilder anschaute, beständig Gott seine Dankbarkeit und Freude über den Funken von Leben, der in ihm glühte. Viele Zehntausende von Besuchern kamen zu ihm, und man kann sich nur schwer vorstellen, wie viel gutes von diesem Menschen, dem die Möglichkeit, eine Thätigkeit auszuüben, ganz genommen war, in die ganze Welt ausgegangen ist. Gewiß hat dieser Mensch mehr gutes gethan, als Tausende und Abertausende von gesunden Menschen, die sich einbilden, daß sie in allen möglichen Beziehungen der Welt dienen.“

„So lange im Menschen Leben ist“, schließt Tolstoi seine interessante, faun aufschreibbare Aeußerungen, „kann er sich vervollkommen und der Welt dienen. Aber der Welt dienen kann er nur, indem er sich vervollkommnet, und sich vervollkommen kann er nur — indem er der Welt dient.“

## Letztes Glück.

Skizze von F. Westmeyer.

Er war „Ratsfauler“. So nannte man in meinem Heimatstädtchen die vom Räte der Stadt beschäftigten Arbeiter. Zumeist waren es alte, bedürftige Leute, die für wenige Pfennige Lohn die Straßen und Plätze zu kehren, Anlagen und öffentliche Wege in Ordnung zu halten hatten. Als Steinklopfer sah man sie bei Sonnenbrand und Regen vor den Thoren der

Stadt das zum Ausbessern der Wege dienende Material zerhackeln. Im Winter, bei Schnee und Kälte, hatten sie zu sorgen, daß die Wäter der Stadt beim Gange zum Rathaus wohlgebahnte, mit Sand bestreute Wege voranden. Von sozialer Weichherzigkeit wenig angetränkt, wußten die Ratsbahnherrschaffen so auch die „Armenunterstützung“ noch gewinnbringend anzulegen.

Bisweilen wollten aber die alten, mürben Knochen der Wohlthaten-Empfänger den Dinst nicht mehr so recht leisten. Die zitternde Hand konnte den Steinhammer nicht mehr so recht schwingen. Hade und Schaufel waren dem kraftlosen Arm zu schwer geworden. „Ratsfaule“ hatte deshalb das Volk in gütigtem Spott die alten Arbeiter getauft.

So ein „Ratsfauler“ war auch unser alter Nachbar, der seit undenklichen Zeiten mit seiner greisen Lebensgefährtin im Häuschen nebenan still und eingesogen lebte. Sechundsiebzig Jahre hatten sein Haar gebleicht, seinen Nacken gebeugt, während sein Weib, obgleich noch rüstiger als der Mann, noch zwei Jahre mehr zählte. Wenn man dem Psalmisten glauben darf, so war das Leben dieser beiden Alten köstlich gewesen, denn aus Mühe und Not war es zusammengeleßt, Arbeit und Jammer waren ihre treuesten Begleiter. Zwei kräftige Söhne, der Stolz und die Hoffnung ihres Alters, waren im sechshundsechziger Bruderkriege gefallen „für Gott, König und Vaterland“. Die einzige Tochter, eine Witwe mit sechs Kindern, die im selben Häuschen wohnte, bedurfte selbst der Unterstützung. Und manchen Bissen sparten sich die Großeltern vom Munde ab, um die ewig hungrigen Mäuler der vaterlosen Enkelkinder zu kochen.

So war es nicht nur die eigene Not, die den alten Mann zwang, seinen Dienst gewissenhaft zu versehen. Bünklich mit dem Glockenschlag hörte ich ihn jeden Morgen an unserem Fenster vorbei zur Arbeit gehen. Sein farges Mittagbrot brachte ihm eins der Enkelkinder zur stets wechselnden Arbeitsstätte hinaus. Die alten Weine konnten den Weg zum häuslichen Herde in der kurz bemessenen Frist nicht zurücklegen. Und wenn er abends heimkehrte, oftmals frostsittend oder bis auf die Haut durchnäßt, so war die greise Gattin liebevoll bemüht, ihm die schweren, schmutzigen Stiefel von den Füßen zu ziehen, die regenichere Arbeitsjoppe gegen die gewärmte, wollene Jacke zu vertauschen. Mit zitternden Händen stopfte sie ihm dann sein Pfeischen. Die Enkelkinder unterrichteten während die abgelegte Arbeitskleidung. In der Regel fand sich noch ein Rest des Frühstück- und Vesperbrotens.

So war er auch an einem Wintermorgen zur Arbeit gegangen. Die Sterne schienen noch am nächtlichen Himmel, als ich den Greis hüftelnd am Fenster vorbeihumpeln hörte. Er sollte sein Tagwerk nicht vollenden. Mancher der so eifrig um das Wohl der Mitbürger besorgten Stadtväter mochte sich noch behaglich in den warmen Federn dehnen, als zwei Arbeiter den Alten heimbrachten. Auf frostglattem Wege war er gestürzt und hatte das Bein gebrochen. Sein Weib brach nicht zusammen, als sie den alten Gefährten, ohnmächtig, mit Blut und Schmutz bedeckt, zur niederen Stube herein schleppete. Kein Klagenart entfloß den welfen Lippen der Greisin. Die Frauen des Volkes sind aus anderm Holze geschnitten, als die Damen der großen Welt. Mit erhaunlicher Küstigkeit bereitete sie das Lager dem wunden Manne. Sorgsam trennte sie die Kleider und half den Ohnmächtigen zu betten. Nur als er, gereinigt und verbunden, so still in den Kissen ruhte, strich sie ihm mit zitternder Hand über die gefurchte Stirn und das spärliche, weiße Haar. Reife nannte sie ihn mit seinem Vornamen, wie sie es wohl vor langen, langen Jahren gethan haben mochte. Und der Alte öffnete die müden Augen und lächelte seiner greisen Lebensgefährtin liebevoll zu.

Am Abend hatte er ausgelitten. Der morsche Körper hatte nicht mehr Lebenskraft genug besessen, um dem unerbittlichen Tod widerstehen zu können. Freilich, wie schlafend ruhte der Alte auf dem Lager. Nur die tiefen Furchen auf der Stirn, den Leidenszug um den zahnlosen Mund hatte auch die kalte Hand des Todes nicht verwischen können. Fast noch schärfer als im Leben trat die Runenschrift der Not bei dem flackernden Scheine der beiden Kerzen, die zu Häupten des Toten brannten, auf dem hageren Greisenantlitze hervor.

Die Greisin am Lager hielt noch die Hand des toten Gefährten umklammert. Doch keine Thräne entquoll den heißen Augen. Mit müder Freundlichkeit wandte sie sich an ihre Tochter, die weinend zu Füßen des Lagers stand. „Gieb mir mein Brautheud aus der untersten Schublade der Truhe. Auch den Brautkranz! Zerdrück ihn aber nicht!“ Mutter! So willst Du uns auch verlassen?“ fragt die Frau mit erstickter Stimme. Fast ertraunt schaut die Alte ihre Tochter an, die das Verlangen der Truhe entnommen und auf dem Stuhl ausgebreitet hat. „Wo er ist, muß ich auch sein! Auf der Welt bin ich nichts mehr nütze, meine Tochter. So! Jetzt leg Dich schlafen. Deine Kinder verlangen nach Dir. Bleib brav, meine Tochter!“ Einen Kuß, den letzten, drückt die Mutter auf die Stirn der Weinenden. Segnend ruhen die hageren, zitternden Hände auf dem schon mit Silberfäden durchzogenen Scheitel

der Tochter. „Küsse die Kinder — für mich!“ stammelt die Greisin. Dann winkt sie. Sie will allein bleiben mit ihrem roten Manne —

Am andern Morgen ruhte an der Seite des Toten sein Weib, den weißen Brautkranz in den starren Händen. „Am gebrochenen Herzen gestorben,“ würden die Dichter sagen, wenn die beiden jungen Liebesleute gemein wären. Auch im Tode vereint ruhen sie unter einem Hügel. Und ein wilder Rosenstrauch beschattet beider Grab. Letztes Glück!

### Vermischtes.

\* **Die Sprache der menschlichen Nägel.** Der Sachverständige kann aus der Beschaffenheit der Nägel an den verschiedenen Fingern beider Hände wertvolle Thatsachen ableiten, die der Aufmerksamkeit des Laien entgehen. Unter anderem kann es noch nach dem Tode eines Menschen wichtig sein, festzustellen, ob der Verstorbene während des Lebens links- oder rechtshändig war. Besonders kommt diese Frage häufig für die gerichtliche Medizin in Betracht, wenn entschieden werden soll, ob im Falle eines Mordes dieser von dem Verletzten selbst oder von einem andern ausgeführt worden sei. Früher hat man in der Breite und dem Umfange der Handgelenke den Maßstab dafür finden wollen, ob der Betreffende die rechte oder die linke Hand vorzugsweise benutzte hatte; dieses Verfahren aber hatte den Nachteil, daß die Messungen bei der Weiche der Haut stets unsicher waren und zu hohe Fehler entstanden, da der Unterschied zwischen der Breite der Handgelenke nur einige Millimeter betragen kann und da außerdem der Umfang des Handgelenkes nach dem Tode entsprechend der Lage der Hand im Augenblick des Sterbens bedeutend verändert wird. Es war daher ein wichtiger Fortschritt, als der französische Anthropologe Regnault vor etwa einem halben Jahre darauf hinwies, daß in den weitaus meisten Fällen die Nägel an der vorzugsweise benutzten Hand bedeutend breiter sind als an der andern, also bei Rechtshändigen die der rechten, bei Linkshändigen die der linken. Neuerdings hat dann, wie die Allg. Wiener Med. Centralztg. mittelt, der russische Anatom Minakow die Untersuchungen Regnaults aufgenommen und sie insofern erweitert, als er die Breite der Nägel nicht nur an beiden Händen, sondern auch an den einzelnen Fingern verglichen und subierte. Die Ergebnisse sind recht interessant und jeder Leser kann sie an seinen eigenen Händen nachprüfen. Bei den Rechtshändigen sind also die Nägel der rechten Hand viel breiter als die der linken. Bedient sich jemand beider Hände gleichmäßig, so besitzen auch die Nägel der entsprechenden Finger gleiche Breite, der Unterschied in der Breite der Nägel an den gleichnamigen Fingern beider Hände beträgt gewöhnlich zwischen  $\frac{1}{4}$  und 2 Millimeter, selten mehr. Bei Rechtshändigen kann es jedoch zuweilen vorkommen, daß die Gesamtsumme der Nagelbreiten für die rechte Hand kleiner ist, als für die linke. Der Daumnagel ist bekanntlich stets der breiteste, übrigens auch bei dem neugeborenen Menschenkinde. Die Breite der andern Nägel nimmt in folgender Reihe ab: Mittelfinger, Ringfinger, Zeigefinger, kleiner Finger. Ganz auffallend ist die Erscheinung, daß die Nägel an der meist benutzten Hand weniger gewölbt sind als an der andern, am meisten abgeplattet sind die Nägel des Zeigefingers und des Daumens, am wenigsten die des Ringfingers und des kleinen Fingers. Beim noch ungeborenen Kinde sind die Nägel sehr platt, in den ersten Entwicklungsjahren aber mehr gekrümmt als beim erwachsenen Menschen. Der Grund der Abplattung bei den Nägeln richtet sich nach der Art der gewohnheitsmäßigen Beschäftigung, je nachdem diese die letzten Fingerglieder anstrengt, besonders stark wird sie bei berufsmäßigen Violinpielern sein. Werden die Nägel oft und sehr kurz beschnitten oder abgenagt, wie es bei Schlechterzogenen oder Geisteskranken der Fall ist, so werden sie sehr platt.

Auch die Dicke der Nägel ist gemessen worden, sie vermindert sich regelmäßig von dem Daumen gegen den kleinen Finger hin derart, daß der Nagel des letzteren etwa halb so dick ist, wie der des ersteren. Minakow hat auch eine Beziehung zwischen der Breite der Nägel und dem ganzen Körperbau ermittelt; die Nägel sollen nämlich um so breiter sein, je größer der Brustumfang ist. Diese interessanten Ergebnisse werden vielleicht für die gerichtliche Medizin besonderen Wert besitzen, vorausgesetzt, daß sie genügend sicher sind und nicht häufige Ausnahmen erfahren.

\* **Mit einem Phonographen, der so laut spricht, daß jedes Wort in einer Entfernung von zehn englischen Meilen (16 Kilometer) gehört werden kann, sind jetzt in Brighton, der Hafenstadt an der Südküste Englands, Versuche angestellt worden.** Wenn man einen Satz lese in das kleine röhrenförmige Mundstück der Maschine flüstert, so wiederholt sie ihn in Tönen, die betäubender sind als Dampfsignale. Trotzdem ist jedes Wort vollkommen verständlich, und ein zehn Meilen entfernter Stenograph kann die Mitteilung derselben mit Leichtigkeit niederschreiben, als ob man sie ihm in dem-

selben Zimmer diktierte. Die Maschine ist eine Erfindung von Horace S. Short in Brighton. Sie sieht wie ein gewöhnlicher Phonograph aus und hat eine große Trompete, die 4 Fuß lang ist. Innerhalb dieser Trompete befindet sich ein kleiner, sehr empfindlicher Mechanismus, der ungefähr den Eindruck einer Pfeife macht — die Zunge der Maschine. Anstatt daß die hineingeprochenen Worte wie gewöhnlich auf Wachs genommen werden, ist eine Saphirnadel konstruiert, um die Punkte, welche die Tonvibrationen darstellen, auf einem silbernen Zylinder einzuschneiden, und wenn die Nadel ein zweites Mal über das Metall dahinfährt, so bringen die Vibrationen in der Pfeife eine Reihe von Luftwellen hervor; die Maschine wird zu einer sprechenden Sirene, welche die menschliche Stimme in ein betäubendes Geräusch verwandelt. Der Erfinder behauptet, unter günstigen Bedingungen könnten die Töne leicht von Personen auf einem 15 Meilen entfernten Schiff gehört werden. Wenn der Phonograph auf einem Leuchtturm oder Leuchtschiff untergebracht würde, so könnte er eine mündliche Warnung geben, die weit wirksamer sein würde, als Nebelhörner und Knallsignale, wie sie gegenwärtig im Gebrauch sind. Die Maschine könnte auch Konzerte im Freien wiedergeben, die von Tausenden mitangehört werden können, oder Meinigkeiten ausschreien, die über allem Lärm des täglichen Verkehrs und den mannigfachen Geräuschen in einer großen Stadt gehört werden würden.

### Katheder-Blüten.

Eine der unerzürplichststen Quellen des Humors sind die vom Katheder herab verkündeten Aussprüche zerstreuter Professoren und Lehrer, die ganz ernst gemeint, bei näherer Betrachtung das Bizarrie find, was an unfreiwilliger Komik produziert wird: die sogenannten Katheder-Blüten. Die Schüler einer Wiener Gymnasialklasse haben sich den Spaß gemacht, im Laufe des letzten Schuljahres alle diese Katheder-Blüten zu sammeln. Die gelungensten Epäpe aus der köstlichen Sammlung sind die folgenden:  
Wer einen Schirm sehr selten trägt, läßt ihn sehr häufig stehen.

Selten findet man ein leeres Schuackenhäus, in dem nicht ein Krebs drinnen ist.

Kein Mensch will freiwillig einen Bandwurm nehmen, damit das Geschlecht nicht ausstirbt.

Die Insekten haben sechs Füße, so daß sie nach allen Seiten zugleich kriechen können.

Aus Korallen macht man Perlen.

Die Heuschrecken haben gewöhnlich nur ein Fühlhorn, weil das zweite abgebrochen ist.

Ein Instrument, mit dem man in die Ferne schaut, zum Beispiel Mikroskop oder Telephon . . .

Dem Bestimmten erscheint alles im schwarzen Licht.

Berechnen Sie sich anständig, oder gar nicht.

Die meisten Swarts endeten durch den Tod.

So oft ich den Mund aufmache, hört man ein dummes Geschwäg.

Den Scipio Africanus nannten seine Mitbürger zur Unterscheidung von dem späteren Zerstörer Karthagos: „Major“.

Der Name Karthago, das damals Junonia hieß, hatte einen üblen Klang.

Die Senatorenpartei stürmte unter Vorsitz des Scipio auf das Forum.

Bei der Verteilung des Landes bekam Jugurtha seine bessere Hälfte wieder.

Denken Sie sich, ein Loter ringe eben mit dem Leben.

Kolumbus gründete Amerika.

Machen Sie keinen Lummel, sonst gewöhnen Sie sich's an und thun's auch in anfändiger Gesellschaft.

Daß Karl den Sachsen ihre Rechte ließ, das haben wir schon im Jahre 790 gehört.

Die Wikingerschiffe hatten Schnäbel wie die Pferde.

Ihre Meerfahrten unternahmten sie zu Wasser und zu Lande.

Unsere wichtigste Aufgabe heuer wird sein, uns anzumerken, was wir zu nehmen haben und was nicht.

Haben Sie noch keinen Dhsien gesehen? Kommen Sie nur näher.

Im Krieg ist's nie ganz sicher; jeden Augenblick kann eine Patrone um die Ecke geflogen kommen.

### Lesefrüchte.

Das Leben ist weder Zweck noch Mittel, das Leben ist ein Recht. Das Leben will dieses Recht geltend machen gegen den erstarrten Tod, gegen die Vergangenheit, und dieses Geltendmachen ist die Revolution. Der elegische Indifferentismus der Historiker und Poeten soll unsere Energie nicht lähmen bei diesen Geschäfte.  
Heinrich Heine, Verm. Schriften.

Verantwortlicher Redakteur: Wihl. Swienty in Halle. — Druck der Halle'schen Genossenschaftsdruckerei.